Heinz Tovote

Fallobst

Fallobst

Von **Heinz Tovote** sind im gleichen Verlage bis zum April 1904 erschienen:

Moderne Liebestragoedie:

Im Liebesrausch. Berliner Roman	. .	17. Auflage
Mutter! Roman	. . . .	8. Auflage
Frühlingssturm. Berliner Liebesroman	.	10. Auflage
Das Ende vom Liede. Roman	. . . .	12. Auflage
Frau Agna. Roman	. . . .	11. Auflage

Jeder Band geh. M. 3,50; geb. M. 4,50

Der Erbe. Roman	. . . .	9. Auflage
Der letzte Schritt. Roman	. . . . .	11. Auflage
Sonnemanns. Roman. (Neu!)	. . .	7. Auflage

Jeder Band geh. M. 2,50; geb. M. 3,50

Fallobst. Wurmstichige Geschichten	. . .	11. Auflage
Ich. Nervöse Novellen	. . . .	12. Auflage
Heimliche Liebe. Novellen	. . . . .	19. Auflage
Heißes Blut. Novellen	. . . .	14. Auflage
Abschied. Novellen	. . . .	11. Auflage
Die rote Laterne. Novellen	. . . . .	7. Auflage
Die Leichenmarie. Novellen	. . . . .	7. Auflage
Yvette, von Guy de Maupassant. Uebersetzung	. . . .	6. Auflage

Jeder Band geh. M. 2; geb. M. 3.

Heinz Tovote

Fallobst

Wurmstichige Geschichten

Elfte Auflage

Berlin
F. Fontane & Co.
1904

Wurmstichig

Ein durchsichtig blauer Morgenhimmel mit keuscher Herbstsonne, deren zitternde Strahlen durch das dunkelgrüne Blattgewirr der Obstbäume flirren, die ihre trächtigen Zweige, unter der üppigen Last erliegend, müde zu Boden senken.

Ich habe mich träumerisch lässig in das lange weiche Gras geworfen. Vor mir liegt ein Buch gähnend aufgeschlagen, — aber noch habe ich kein Wort gelesen.

Ich lausche auf das eintönig tiefe summen der emsigen Bienen, die mich umsurren und hinüberfliegen nach der duftenden Heide, die an das kleine Besitztum grenzt, und deren rote Heideblüten den süßen Honig in die hinten im Garten befindlichen Stöcke liefern.

So träume ich in den frischen Morgen hinein und höre mit halbem Ohr auf das mutwillige priestern einer

Schar naschhafter Sperlinge, die sich in dem üppigen, gelben Weinlaube, unter dem das kleine weiße Landhaus sich scheu versteckt, unruhig blustern und mit zänkischem Gezwitscher ihr freches Diebswesen treiben.

Aus dem Hause tönt hie und da Geräusch ... schlurfende Schritte — rufende Stimmen — Tellergeklapper und Gerassel mit Töpfen: Vorboten des Mittags. —

Die magere weiße Ziege, deren Milch zu trinken ich seit Wochen verdammt bin, und die zwischen den mit Kalkmilch weiß gestrichenen Obstbäumen tagüber angepflöckt ist, hat sich unruhig erhoben, als das kleine blondhaarige Mädchen mit seinem fliegenden kurzen Kleidchen sich ihr nähert. Das geängstigte Tier läuft leis meckernd in immer enger werdenden Kreisen um den Pfahl, an den es gekettet ist. Dann bleibt es stehen, und die kurzen Hörner senkend, sieht es das Kind mißtrauisch von der Seite an.

Zuweilen fährt ein kühler Vormittagswind über die herbstliche Erde, daß das Laub der Obstbäume ineinanderrauscht. Träge schwanken die übervollen Zweige auf und ab, ein gestützter Ast knarrt und ächzt mit jammerndem Laute ... und jedesmal stürzen mit hohlem, dumpfem

Aufschlag ein paar Birnen und Äpfel in das lange Wiesengras ...

Fallobst! ...

Das Kind jauchzt auf, wenn die Früchte zu Boden fallen

Plötzlich bleibt es stehn, hebt einen der rotwangigen Äpfel auf und betrachtet ihn von allen Seiten.

Dann spielt es Ball damit. —

Der Apfel rollt den kleinen Hang hinab, aber das Mädchen erwischt ihn noch rechtzeitig, und wie zur Strafe schlägt es jetzt die kleinen scharfen Zähne in das feste Fleisch der appetitlich verlockenden Frucht. ...

Aber schon im nächsten Augenblicke zieht es ein Gesicht, und prustet die Stücke wieder aus.

Mit komischem Entsetzen steht es vor mir und betrachtet den angebissenen Apfel, während es sich noch immer mit dem Rücken der Hand den Mund wischt.

Ein Wurmgang mit braunem körnigen Unrat erfüllt das ganze Kernhaus, und darin bewegt sich ein niedlicher weißer Wurm, der seinen kleinen schwarzen Kopf im Sonnenlichte ängstlich hin und her krümmt.

Ich muß über das Kind lachen, das sich von dem verführerischen Äußern so hat betrügen lassen. — Aber

schon lacht es wieder, wirft den Apfel weg und tollt jubelnd munter durch den Garten.

Es weiß ja noch nicht, daß in allen Genüssen dieser Erde, oft tief versteckt, aber immer der Wurm sitzt, der heimlich daran frißt und nagt, und dann seinen eklen Unrat zurückläßt. . . .

Wurmstichig! —

Das ist das Zeichen der modernen Zeit.

Fallobst! — Das ist die Kost, die uns geboten wird; und es bedarf eines goldnen Messers, um die guten saftigen Stücke von dem Schmutze zu befreien, damit wir nicht Abscheu empfinden. —

Die Geschichten, die ich hier gesammelt habe, gleichen ganz diesen wurmstichigen Früchten, in die man nicht wie ein thörichtes Kind in den Apfel hineinbeißen darf.

Ich habe nur die am Boden liegenden aufgelesen, und lasse die gesunden noch an den schwankenden Zweigen ausreifen.

Sie hängen mir zu hoch. . . . Was ich hier biete, will nichts besseres und nichts schlechteres sein . . . als vom zausenden Winde mutwillig vom Baum geschütteltes, mit weiser Vorsicht zu genießendes Fallobst. . . .

Armes Kind

Von den Kirschbäumen, an deren schwarzen Ästen sich kleine, hellgrüne Blätterknospen schüchtern entfalteten, fielen die schneeweißen Blüten auf den von den ersten wärmenden Strahlen der Frühlingssonne erweichten braunen Boden.

Die Rasenflächen waren mit einem leichten frischen Schimmer überhaucht, ihr Grün machte den Eindruck, als sei es mit Chlor gebleicht.

Die schwarzen Stämme der Bäume waren überzogen mit einem feinen, schillernden, sammetartigen Moosflaum: ein Zeichen, daß der Lebenssaft in dem dürren Holze kräftig emporstieg.

Der Himmel war klar, fast frostklar; und die matte Sonnenscheibe schien strahlenlos in diesem blaßblauen Meere zu schwimmen.

Aber scharf und grell hoben sich alle Gegenstände auf der Erde von einander ab; die braunen Wege, die grünen Wiesen und die Felder mit ihrer aufkeimenden Saat, die roten Ziegeldächer, die schwarzen, vom Regen verwitterten Strohdächer der Ställe, die gelblichen, waschblauartigen oder blendendweißen Kalkwände der Häuser, auf denen sich gleich schwarzen Vierecken die Fenster und Thüröffnungen abzeichneten. —

Mitten durch das Dorf zog sich die graustaubige Landstraße, und von den Obstbäumen, die sie zu beiden Seiten besäumten, fielen die Blüten nieder und mischten sich mit dem Staube, der sie begrub, wenn ein Wagen ihn in die windstille Luft des Frühlingsnachmittags emporwirbelte. . . .

Und auch in dem kleinen Garten des Amtmanns fielen die Schneeblüten von den schwarzen Zweigen, und wirbelten nieder auf das blonde Haupt seiner Tochter Johanna und auf die breiten Schultern des Forstassessors Hans Nissen, der in dem schmalen Wege neben ihr herging, mit ihr in den Gemüsegarten eintrat, dann die Stacketthür der Hecke öffnete, die den Garten von den freien

Feldern abschloß, und mit ihr hinaustrat auf den Wiesenpfad, der zum Flusse hinabführte.

Sie gingen an den verkrüppelten knorrigen Weiden hin und lauschten, wie das schmutziggelbe Wasser des rasch fließenden Stromes an das etwas aufgeworfene Ufer schlug . . . und wie die hochgehenden Wellen in den trocknen braunen Schilfresten und dem geknickten Röhricht wurmelten und seufzten. —

Johanna trug ihren breiten Strohhut in der Hand, daß die langen, roten Bänder am Boden nachschleiften.

Sie hatte ihn am Morgen hervorgesucht, weil der Tag so sonnenfroh war, daß man glauben konnte, man sei schon mitten im Sommer.

In ihrem Herzen war es Sommer, seit den drei Tagen, daß Hans Nissen gekommen war.

Sie hatten sich bei einer Freundin Johanna's den Winter in der Stadt kennen gelernt. Vor einem Monate hatte er seine feste Anstellung erhalten, war auf der Durchreise, um Verwandte zu besuchen, durch das Dörfchen gekommen und hatte dem Amtmann einen Besuch gemacht. Mit der nächsten Post schon wollte er weiter. Allein man hatte ihn überredet, wenigstens einen Tag

zu bleiben; und schon seit drei Tagen wohnte er jetzt in dem Wirtshause des Dorfes, brachte aber jede freie Minute im Hause des Amtmanns zu.

Die Sonne hatte schon die Kraft, zu erwärmen, wenn auch die Luft kalt und klar schien. . .

Hoch über ihnen tummelte sich ein Schwarm Tauben, deren Gefieder zuweilen wie Silber aufglänzte, während sie im nächsten Augenblick nur eine Zahl schwarzer Punkte zu sein schienen.

Die beiden gehen schweigend neben einander, immer den Fluß entlang, der eilends dahinrauscht, als müsse er noch vor der Nacht sein Ziel erreichen . . .

— Johanna! flüstert der Mann leise und bleibt stehen.

Auch das Mädchen ist stehn geblieben. Aber es sieht nicht auf.

Er greift nach ihrer Hand, die sie ihm willig läßt. Er ruft sie wieder beim Namen: und wie sie erbebt, zieht er sie an sich. Sie wehrt ihm nicht. Sie weint, als sie an seiner Brust liegt. Sie klammert sich an ihn und lächelt unter den Thränen, die er ihr von den Wangen küßt.

Er spricht auf sie ein, aber sie antwortet ihm nicht. Sie schmiegt sich nur an, und läßt sich von ihm küssen...

Sie ist so glücklich, daß sie keine Worte findet. Sie ist so glücklich, daß sie alles vergißt. — Sie will einen Augenblick selig sein . . . nur eine Stunde, eine Minute. Denn sie glaubt nicht an das Glück. —

Sie gehen den Weg wieder zurück, jetzt den Fluß hinauf, den Wassern entgegen, die fern aus dem Gebirge kommen, dunkelgelb und schmutzig, — Frühlingsgewässer von dem tauenden Schnee der Berge.

Das kleine Haus liegt wieder vor ihnen, mit seinem roten Ziegeldache, seinen blendend weißen Kalkwänden und den frisch gestrichenen grünen Fensterläden.

Vom Kirchturme her tönt der Klang der Glocke. Die Uhr schlägt . . . Es ist zwei.

Er will gleich zu ihrem Vater, um ihm alles zu sagen. Aber sie wehrt ihm. Er soll warten, wenigstens bis zum Abend. Der Vater ist nicht gut aufgelegt.

Und Hans verspricht es, wie schwer es ihm wird.

Er tritt mit ihr in das Haus ein. Er sitzt ihr bei Tisch gegenüber, und sie sprechen wie gewöhnlich mit einander.

Nur ihre Blicke verraten ihr Geheimnis.

Allein der Amtmann ahnt nichts. Denn Johanna ist still und ruhig wie immer. Nur ihr Gesicht ist schmaler und bleicher, und zuweilen zucken die Lippen, als ob ein innerlicher Schmerz sie quäle.

Sie bezwingt sich, damit die beiden nichts merken.

Endlich ist das Essen vorüber.

Der Vater in seiner grauen Hausjoppe setzt sich in seinen Ruhesessel, stopft sich seine lange Pfeife und setzt die Hornbrille auf, um die Zeitung zu lesen. Aber er ist schläfrig, und als er die Pfeife ausgeraucht hat, lehnt er sich zurück, und bald hält er sein gewohntes Nachmittagsschläfchen.

Die beiden jungen Leute gehn hinaus in den Garten.

Eine zeitlang ruhen sie sich auf einer der Bänke, die hier in die Erde eingerammt sind. Allein es ist noch zu frisch zum längeren sitzen, und so wandern sie im Garten auf und ab, und Hans spricht von seiner Zukunft . . . von seinem Glücke.

Sie hört ihn schweigend an, und lächelt glückselig wie im Traum, aber sie widerspricht ihm nicht.

Dann gehn sie durch das Dorf, hinaus in den er-

wachenden Wald, in dem die Büsche schon mit einem lustigen grünen Kleide bedeckt sind, und wo aus dem dicht mit fauligem Laube bedeckten Boden tausende weißblühender, nickender Anemonen emporblühen, und sich das bescheiden blaue Leberblümchen scheu verkriecht.

Der Sonnenschein flittert durch das kahle Geäst, durch das schwarze Gitterwerk der Stämme und Zweige. Zuweilen raschelt ein Vogel in dem feuchten Laube, und einmal krächzt eine Dohle unheimlich heiser auf dem höchsten Wipfel einer ausgedörrten Eiche.

Allein die beiden hören es kaum.

Hans hat den Arm um ihren Leib gelegt, und so schreiten sie immer tiefer in den Wald hinein.

Das welke Laub rauscht zu ihren Füßen auf.

Dann stoßen sie auf ein altes Mütterchen, das Reiser sucht und ihnen lange nachschaut, bis ihre trüben Augen sie nicht mehr sehen können. . . .

* * *

Die Sonne neigt sich dem Untergange zu.

Ein leichter, kalter Hauch weht über die Felder.

Frühlingsnebel, der die jungen Blätterknospen vor dem Erfrieren schützt.

In der dunstigen Stube des Wirtshauses sitzt der Schulze, die Arme breit auf den verschnittnen Holztisch gelegt. Ein Gast tritt ein und schlägt die Thür krachend zu.

— n' Abend!

— n' Abend, Hinrich!

— Sall ick 'ne lüttje Lage hebben. . . .

— Rieke! . . .

Das Mädchen, vom Wirte gerufen, setzt den Schnaps und das Weißbier vor den Gast, der seine verknitterte Mütze auf den Tisch gelegt hat und sich mit der braunen schwieligen Hand über das Gesicht gefahren ist.

Draußen knallt ein Fuhrmann mit der Peitsche. Das Mädchen bringt auch ihm einen Schnaps hinaus.

Die beiden Männer haben aus dem Fenster gesehn. Hans und die Tochter des Amtmanns gehen vorüber.

— Süh! — Is dat nich Amtmanns Hanne un de Forstaksesser? fragt Hinrich.

— Jo, en schönet Paar, wat? —

— Jo—jo! . . . Ick glöv fast, hei will se frieen.

— Dat kann schon sien. . . .

— Ob hei wat davon weet?

— Ick glöv nich. —

— Dat 's aber slimm. ... Seggen möt sei et ja doch.

— Jo. En Geheimnis is et nich.

— Nee! — Töv ... wo lang is dat blot her?

— So'n Johr feir oder fiev möt et all sien.

— Jo, so lang is et. — Nich wohr, et was so 'n verlumpeter Bohnwärter?

— Jo, so'n elenden Kierl. En armet fievtein jöhriget Mäken tau öberfallen. Hei kunn doch annere enaug kreegen.

— Ick glöv, hei härr se ook abmurkst, wenn den Schmidt sien Jochen nich just dartaukomen wör.

— Jo — jo — vor't Gericht hat hei dat jo ook taugeben.

— Ick segg blot, wat et nich vor Unminschen givt. T' is ne Schanne!

— Den Kierl hebbet se ja doch ook orntlich innesperrt.

— Jo, averst dat arme Mäken! — Verschimpfiert blievt se doch ehr ganzet Leve lang.

— De wert schon mal en Mann kreegen.

— Glövst du dat? —

— Na jo. Sei kann doch nich dervor. —

— Ne, dat kann se nich. — Averst wut du so eine tor Fru nöhmen, segg?

— Dat nu all nich. . .

— Sühst de! . . Ick ook nich. — Aber lied daun kann et einen. So en bravet, hübschet Mäken, und so 'n Unglück. . . .

— Ob de Akseſſer se nimmt? —

— Wer weet . . . De Stadtlüe sind ja oft komische Minschen.

— Ut Dörp mot se blot ruut. Anerswo, wo se et nich weeten, kann et jo all ganz gut gahn.

— All de Tid hat kein Minsch mehr wat dervon seggt.

— Nee, — averst jetzt snakt se alle wedder von dat oll Tüg, siet de Akseſſer do is.

— Dat 's nu mal nich anners.

— Nee, un dat wird et ook nich. —

— Aber schobe is it um de Hanne. —

— Jo — jo, schod' is et all. — Dat 's wahr. . . . Sall ick noch en lüttjen hebben? . . .

* * *

Die Sonne ist blutrot. —

Mit ihrem untern Rande berührt sie schon den fernen Horizont. Eine drohende Feuerkugel scheint sie unbeweglich zu stehen.

Die Spitzen der Bäume zittern im leichten Abendwinde.

Gleich einem Schneefalle wirbeln die tausend Blütenflocken durch die kühle Abendluft. —

Johanna sitzt auf einer Bank hinter dem Hause.

Im Sommer schlingt sich um das Holzgerüst üppig rankendes Weinlaub.

Jetzt sieht man nur leere, zerbrochene Holzsparren und armselige Stangen.

Das junge Mädchen klammert sich mit beiden Händen an die morsche Holzlehne der Bank, und so sitzt sie angstvoll gekrümmt da, die Augen auf die Hände gepreßt, daß die Knöchel ihr in die Augenhöhlen dringen. . . .

Er ist hineingegangen zu ihrem Vater. —

Jetzt ist der Traum zu Ende.

Jetzt kommt das Erwachen. . . .

Und sie lauscht, sie lauscht atemlos; denn sie weiß, wenn er es erfährt, wird er aufschreien, aufschreien, wie

sie selbst es gethan, als ihr zum ersten Male das Bewußtsein gekommen ist von dem, was ihr geschehen.

Sie richtet sich jäh auf und blickt in die blutrote Sonne, starren Auges, bis ihr die Thränen in die Augen treten; aber sie wendet den Blick nicht ab.

Und sie sieht alles wieder . . . wie sie als fünfzehnjähriges Mädchen hinaus in die Felder gegangen war. Und sie sieht wieder das Gesicht des Unmenschen, wie er gleich einem Tiere über sie herstürzte. Vergebens ihr Hilferufen, vergebens all ihre Kraft. — Er hatte sie zu erdrosseln gesucht. Dann waren ihr die Sinne geschwunden und sie wußte von nichts mehr, von gar nichts. — Da war endlich Rettung gekommen. . . .

Aber sie hatte selbst Wochen lang krank gelegen. . . .

Und dann alle jene Scenen vor Gericht, die sie erleben mußte, die ihr, dem Mädchen, nicht erspart bleiben konnten. —

Dann war sie von dem Vater zu Verwandten gebracht nach Süddeutschland. Und eines Tages war ihr die richtige Erkenntnis gekommen durch eine Geschichte, die sie in der Zeitung las. . .

Wie sie über die folgenden Tage weggekommen war,

wußte sie nicht mehr. Endlich hatte sie ihre Ruhe wieder erlangt, und nun forderte sie von ihrem Vater, daß sie in das Dorf zurückkehren durfte.

Sie wollte der Welt trotzen. —

Wie sie zu kämpfen hatte, welche Demütigungen, wie viel versteckte Qual! Aber sie trug den Sieg davon.

Sie hatte anfangs am Leben verzweifelt, dann aber hatte der Trotz sie stark gemacht.

Sie war still geworden, in sich verschlossen, und dabei opferte sie sich für den geringsten im Dorfe. Und alles schien vergessen, denn sie alle liebten sie.

Sie hatte auf das Glück verzichtet. Sie wußte, daß sie kein Anrecht mehr darauf hatte.

Und jetzt —

Es war zu spät. . . .

Sie konnte sich ihr Glück vielleicht mit einer Lüge erkaufen. Warum nicht? . . . Hundert andere thaten es auch.

Sie wollte aufschreien, hineinstürzen in das Haus, ehe der Vater ihm alles gesagt. —

Da hörte sie, wie die Thür des Hauses aufgerissen

wurde, wie die Glocke so grell klingelte . . . blechern, seelenlos — und wie dann die Thür wieder zuschlug. . . .

Sie sank auf die Bank zurück.

Es war wieder alles still. Nur die Schelle der Hausthür glaubte sie noch immer zu hören. —

Es war zu spät. . . .

Sie suchte sich zu erheben, aber sie hatte keine Kraft mehr. Und doch mußte sie alles wissen.

Sie wollte rufen, die Stimme versagte ihr. —

Als der Amtmann in den Garten kam, fand er sie besinnungslos am Boden liegen. —

Er trug sie hinauf in ihr Zimmer. . . .

* * *

Die Sonne war untergegangen. Graue Dämmerung kroch über die Erde hin.

Im Zimmer droben war es schon dunkel.

Als sie erwachte und den Vater neben sich sah, stieß sie ihn von sich. Sie wollte keinen Menschen sehen.

Sie hatte sich erhoben und an das Fenster gesetzt. Einförmig grau lag die weite Ebene vor ihr, die fernen Berge verschwanden in Nebel und Dunkel.

Die Nacht brach ein. . . .

Die Sterne blitzten auf, und nun fiel der bleiche Schein des Mondes durch die schleierhafte Nacht.

Sie saß noch immer und lauschte.

Vielleicht kam er doch wieder! . . .

Wenn er sie wirklich liebte, — wenn er sie so liebte, wie sie ihn. . . .

Sie suchte sich mit Hoffnung zu betrügen.

Eine Stunde war vergangen, seit er in das Haus getreten war vor ihren Vater.

Sie hatte ihn nicht gesehn, als er das Haus verlassen; von jenem Augenblicke an hatte sie nichts mehr empfunden.

Die Welt hatte alle Farbe für sie verloren. —

Sie brauchte den Vater nicht zu fragen. Sie wußte alles. Und noch immer gellte ihr das blecherne Geklingel der Thürglocke in den Ohren.

Sie hielt die Hände vor die Ohren . . . aber sie hörte das Geräusch nur deutlicher. Es brachte sie zum Wahnsinn.

Und jetzt mischte sich ein anderes hinein.

Ein Wagen fuhr am Hause vorüber.

Sie brach in die Kniee zusammen und klammerte sich an die Fensterbrüstung.

Sie wußte, daß er es war, der vor ihr floh.

Ihr war, als ob die Räder des Wagens über ihr armes Herz gingen.

Dann hob sie den Kopf mit gewaltsamer Anstrengung.

Sie wollte schreien, ihm nachrufen. Sie wollte hinter ihm herstürzen, sich ihm zu Füßen werfen, ihn anflehen, daß er sie nicht verstoße. Er konnte mit ihr thun, was er wollte . . . wenn sie nur bei ihm bleiben durfte. —

Indessen fuhr der Wagen immer weiter.

Das Geräusch ward leise und leiser. . . . Dann erstarb es, und dann verschwand das Gefährt im Nebel. . . .

Von dem Flusse stieg der Nebel auf. Das Mondlicht lag auf seinen Fluten.

Sie glaubte ihr murmeln und locken zu hören.

Es zog sie hinaus. Dort gab es ein Vergessen.

Sie hatte lange genug gekämpft. Sie hatte keine Kraft mehr. — Sie wollte das Ende. —

Hastig warf sie ein Tuch um die Schultern. — Rasch hinunter, und dann hinab in die kalte Flut.

Leise huscht sie die Treppe hinunter . . . sie tritt in den Garten. . . .

Der Vater! — —

Er steht vor ihr. Er faßt ihre Hände. Sie sieht seine angstvoll bittenden Augen, sie sieht die Thränen darin. Er ruft sie bei ihrem Namen. . . .

Sie kann ihn nicht verlassen.

Sie wirft sich an seine Brust, und jetzt findet sie Thränen. — Sie weint sich aus. . . .

Um seinetwillen muß sie ausharren. —

Und fester und fester klammert sie sich an den alten Mann, der mit zitternden Händen über ihr blondes Haar streicht, und immer aufs neue, sie besänftigend, mit herzzerreißender Stimme bittet:

— Mein Kind! — Mein armes . . . armes Kind! . . .

Im Quartier

Wir standen seit Wochen auf französischem Boden.

Drei Nächte hinter einander schon hatten wir im Bivak gelegen, unter strömendem Regen, daß uns buchstäblich das Wasser in den Stiefeln stand.

Es war unmöglich, ein Zelt aufzuschlagen, denn ein heulender Novembersturm jagte über die kahlen Brachfelder hin, und wir hörten ihn in dem Walde, an dessen Rande wir lagerten, sein jauchzendes Zerstörungswerk treiben.

Unsere Kräfte waren erschöpft, und das Bataillon wurde in Reserve zurückgehalten, während frische Truppen zwischen unsern Linien hindurch dem Feinde entgegengeworfen wurden.

Seit mehr als acht Tagen waren wir kaum mehr mit Menschen in Berührung gekommen und hatten nichts anderes zu Gesicht gekriegt, als Uniformen.

Den Tag über hatten wir noch auf freiem Felde zubringen müssen. Erst mit Einbruch der Dunkelheit sollten wir Quartier beziehen, einen Weiler, der eine halbe Stunde vor unserer bisherigen Stellung lag, und um den wir zwei Tage lang erbittert gekämpft hatten.

Der Regen fiel in klatschenden Strömen, und die einzelnen Kompagnien rückten in ihr Lager ab.

Ich war mit meinem Zuge detachiert nach einem, in einem Gehölze fast ganz versteckt gelegnen Gute; wie mir unser Quartiermacher meldete, einem schloßartigen Gebäude, zu dem ich mich mit meinen Leuten sofort auf den Weg machte.

Nach einer guten halben Stunde langten wir vor dem Landhause an. Weder hier noch im ganzen Dorfe war eine Menschenseele zu entdecken.

Ich brachte meine Leute im Erdgeschosse unter, und stieg dann mit meinem übermütigen Fähnrich die Treppen hinauf, weil wir es uns dort oben bequem machen wollten.

Wir fanden droben einen Salon, ein Zimmer mit zwei Betten, das ich dem Fähnrich und dem Vizefeld-

webel anwies, während ich selbst von dem andern Schlafzimmer Besitz ergreifen wollte.

Nachdem ich zuvor noch alle nötigen Anordnungen getroffen hatte, war es unser erstes, an dem von den Leuten in einem Zimmer des Erdgeschosses schnell angemachten prasselnden Feuer unsere steifen Knochen zu wärmen.

Der kleine Fähnrich tanzte vor dem Kamin herum, rieb sich die erfrornen Hände und ließ seine durchweichte Uniform lustig dampfen, während er dabei einem selbstgebrauten starken Grog eifrigst zusprach.

— Herrgott, ist das ein Wetter! schimpfte er, nachdem er mir seine Meldung gemacht. Endlich mal wieder ein bißchen Wärme. Ist hier ganz behaglich. Hoffentlich bleiben wir ein paar Tage liegen. Wenn in diesem verfluchten Neste nur ein Mensch aufzutreiben wäre. Und kein Weib! ... kein Weib! — Es ist schauderhaft. . . .

Als ich lachte, machte er sein ernsthaftestes Gesicht und erwiderte:

— Das wäre alles ganz schön mit dem Kriege; aber ich habe jetzt vier Wochen lang kein Weib zu sehen gekriegt. Unsere Jungens haben zuweilen noch was. Aber

unsereiner kann doch nicht mit so 'ner dreckigen Bauernkröte anbinden. Und dann das Französisch! Wenn ich mal ein Wort verstehe, bin ich ja froh wie ein Stint. Unsere Kerle fragen nicht lange. Zugegriffen — fertig! —

— Ja, lieber Muck, daran müssen Sie sich schon gewöhnen. Wir können doch nicht für Ihre Specialbedürfnisse einen Weibertrain mitführen. — Also bezwingen Sie gefälligst Ihre Gefühle.

— Rührt Sie denn das eigentlich gar nicht? — fragte er ganz naiv.

— Na, ich bin nicht grade von Stein; und finde allerdings, daß gerade die Strapazen und die lange Entbehrung Begierden erzeugen, unter deren Nichterfüllung wir eben insgesamt leiden müssen.... Man muß sich drein finden. . . .

— Verflucht noch mal, mir wäre schließlich eine jede recht. Ich halte das nicht mehr länger aus. . . . Ein Königreich für ein Weib! . . .

— Aber lieber Muck — das wird ja ganz gefährlich. Gehen wir hinauf, man wird bei uns jetzt ein bißchen Ordnung geschafft haben. — Franz! —

— Herrr . . . Leutnant! . . .

— Ist droben alles in Ordnung? —

— Z' Befehl, Herr Leutnant! — 's ist alles da. Da muß mal ein Frauenzimmer gewohnt haben, da oben.

— Na, ich gratuliere, meinte Muck. Da schlafen Sie am Ende in so 'nem keusch jungfräulichen Bette. Das kann nett werden.

Ich mußte lachen über den schweren Seufzer, und wir stiegen die breiten teppichbelegten Treppen hinauf. Es war alles stehn und liegen geblieben, wie es war.

Wir nahmen gemeinsam unser Abendessen. Muck revidierte noch mal. Von zwei Uhr an sollte er wachen und den Feldwebel ablösen. Ich war froh, einmal eine Nacht im warmen Bette schlafen zu können, und ging in mein Zimmer hinüber, wo Franz die beiden vor dem großen Ankleidespiegel stehenden hohen Bronzelampen angezündet hatte, die das Gemach mit leichtverschleiertem Lichte erfüllten.

Schnell die durchweichte Uniform vom Leibe. Wir waren gesichert genug, daß man sich dieses Vergnügen schon gestatten konnte.

Dann sah ich mich im Zimmer und vor allem im Schlafzimmer um.

Franz hatte recht. Eine Dame mußte hier gewohnt haben. Der Duft eines mir fremden, aber sehr angenehmen Parfüms strömte durch das hohe, helle Gemach mit seiner lichten Goldtapete, deren Muster aus kleinen Rosenknospen bestand, die sich aus dem Goldgeschlinge leise abhoben.

Ein dichter Smyrnateppich lag auf dem Parkett. Vor dem breiten, niedern französischen Bette, das von einem blauseidenen Himmel überdacht wurde, lag ein weißes japanisches Ziegenfell.

Und neben diesem weißen Meere lag ein zierlicher roter Pantoffel, umgestürzt, daß die weiße Sohle und der hohe Hacken nach oben lag.

Ich sah mich nach dem anderen um. Er lag fast ganz unter dem Bette, und ich holte ihn hervor. Die Sohle war keine drei Finger breit und kaum so lang wie meine Hand.

Es mußte ein sehr zierlicher Fuß sein, und ich stellte mir dabei unwillkürlich ein schlankes, junges Mädchen vor. — Ich betrachtete den Schuh von allen Seiten und ließ ihn dann wieder fallen.

Ich hatte mich in meinen Mantel eingehüllt und

trat in das Nebenzimmer, ein Boudoir, elegant überladen ausgestattet. In dem grauen Kamine knisterte ein Holzfeuer.

Die Fenstervorhänge waren von Franz überall zugezogen. — —

Vielleicht, daß sich irgendwo das Bild der Besitzerin fand. . .

Ich sah mich um, aber ich entdeckte nichts. Auch nicht auf dem zierlichen Damenschreibtische, der dicht am Fenster stand.

Nur ein paar sehr lange, graue Handschuhe lagen dort, schmal wie für eine Kinderhand, und ein Briefbogen mit einem dicken Klex und dem Anfange: Chère amie, . . .

Steife Buchstaben, eine Pensionatsschrift. —

Einen Augenblick kam mir die Versuchung, den Sekretär genauer zu untersuchen; aber schon im nächsten wies ich eine solche Indiskretion energisch von mir ab.

Ich ging in das Schlafzimmer zurück und wandelte hier eine zeitlang auf und ab.

Diese mädchenhafte Einrichtung kam mir so seltsam

vor, zumal jetzt, wo wir drei Tage lang nicht unter Dach und Fach gewesen waren.

Wenn die Besitzerin ahnen könnte, wer sich jetzt in diesen Räumen aufhielt, die man in hastiger Flucht verlassen haben mußte. —

Dort auf einem Sessel lag ein Haufen weißen Zeuges. Ich trat näher. Es waren ein paar verknitterte gelbseidene Unterröcke, ein verführerisches Gewirr von Spitzen und darunter heraushängend ein schwarzseidener langer Strumpf mit kleinen roten Blümchen in dem feinen Gewebe.

Ich mußte lächeln, als ich dieses Genrebild sah, und zerrte den Strumpf hervor. Er hatte vorn ein ganz kleines Loch, und wie im Übermute konnte ich es nicht lassen, diesen Strumpf über meinen Arm zu ziehen, — er war so lang, daß er bis an meine Schulter reichte — und den kleinen Finger durch das Löchlein zu bohren.

Im nächsten Augenblicke hatte ich ihn herabgerissen. Auf was für Dummheiten man nicht verfiel. — Wenn das jemand sah! —

Und ich ging wieder im Zimmer auf und ab, bis mir ein großer Schrank auffiel, dessen Thür halb geöffnet war

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen Blick hineinzuwerfen. Die Garderobe der Besitzerin.

Ehe ich mir recht klar war, was ich that, hatte ich eine der Roben herausgenommen; und es war kein Zweifel mehr für mich, daß hier eine junge Dame geweilt hatte.

Sie mußte ziemlich groß und schlank sein, aber voll entwickelt, das konnte man deutlich genug ersehen.

Ich hing das Kleid wieder fort und versuchte es, mir ein Bild von ihr zu machen.

All diese Intimitäten reizten meine Phantasie.

War sie hübsch? — Sie mochte es wohl sein.

Diese anheimelnde Eleganz, von der wir seit Monaten keine Ahnung mehr hatten, ließ mit Bestimmtheit darauf schließen. Dieser etwas perverse Chic ließ auf die Schönheit einer Weltdame schließen.

Ein eigentümlicher Zauber schien von dem allen auszugehen, ein Gefühl wonniger Behaglichkeit.

Die Gegenstände ringsum empfingen Leben für mich, sie wirkten auf mich, als gehörten sie einem mir bekannten Wesen an.

Als ich im Nebenzimmer die Handschuhe zwischen die Finger nahm, schien es mir, als seien sie eben erst von

einer kleinen schmalen Hand abgestreift, als hafte an ihnen noch der Duft des Lebens.

Und dieses seltsame Parfüm, das die Luft schwängerte. . . .

Ich hatte einen Fensterflügel weit aufgerissen. —

Die Nacht dehnte sich schwarz und schweigend ringsum. Nur in der Ferne loderten ein paar Lagerfeuer blutrot durch den Regen auf.

Und drunten hörte man den gleichmäßigen knirschenden Schritt des Postens, der das Schlößchen umkreiste.

Die kühle Nachtluft hatte mir wohlgethan. Ich sah nach der Uhr. Es war elf. Auf meinen Vize konnte ich mich verlassen. Die Müdigkeit lag mir schwer in allen Gliedern.

Ich wollte mich schläfrig genug niederlegen, als mir der Gedanke kam, daß ich meine zerschlagenen Glieder auf Kissen betten wollte, wo gewiß sonst ein hübscher Mädchenkopf von allem schönen und lieblichen der Erde zu träumen pflegte.

Ich zauderte einen Moment, und als mein Blick auf das etwas zerknitterte Betttuch und die Kissen fiel, auf denen ich noch den Eindruck zu entdecken glaubte, wo die

Schläferin sonst ihr müdes Haupt ausruhte, sah ich ein paar lange blonde Haare, die ich vorsichtig von den schneeweißen Kissen nahm und zum Lichte trug.

Es war das herrlichste Goldhaar, und ich hatte immer eine Passion für goldblondes Haar gehabt. —

Kurz entschlossen löschte ich endlich das Licht im Schlafzimmer und ließ nur die Lampen im Nebenzimmer brennen.

Wie wohlig das war, sich einmal wieder in einem ordentlichen Bette ausstrecken zu können.

Eine angenehme Wärme flutete durch meine erstarrten Glieder.

Wie fein und weich das Leinen war. . . . Und wie ich darüber hinstrich und das Oberbett fester um mich zog, mußte ich wieder an das hübsche Mädchen denken. Ich sah sie vor mir, mit ihrer Schönheit, mit ihrem blonden Haar, und ich sah, wie diese goldenen Fluten sich auf dem Kissen ausbreiten mußten zur Nachtzeit.

Und nun zu denken, daß ich an ihrer Stelle lag.

Ich hatte geglaubt, gleich einschlafen zu können. —

Der feine Duft, der aus den Kissen aufstieg, beirrte

mich; ein seltsames Gemisch von Parfüm und dem Hauche eines jugendfrischen Mädchenleibes.

Es schien ihnen etwas körperliches anzuhaften, als seien erst Minuten verflossen, seit sie verlassen waren. . . .

Einmal war ich im Begriffe, aufzuspringen. Es war wie ein Halbtraum, als sei etwas neben mir, fast gespenstisch und doch blutwarm. . . .

Vom Nebenraume fiel ein feiner Lichtstrahl in das Schlafzimmer und warf seinen Schein gerade auf eines der zierlichen roten Pantöffelchen.

Ich drehte mich herum, aber im nächsten Augenblicke schon warf ich mich wieder auf die andere Seite.

Es war, als gehöre jemand zu diesen kleinen Schuhen, als ständen sie da und harrten auf ihre Besitzerin, die in der Nähe sein mußte; die kommen würde zu mir, der ich sie hier sehnsüchtig in ihren Kissen erwartete. —

Zum Teufel noch einmal! was war denn mit mir? . . . Ich war doch nicht besessen? . . .

Mit einem Fluche sprang ich aus dem Bette und warf die armen Schuhe in die dunkelste Ecke. —

Allein es half nichts. — Ich konnte nicht einschlafen. . . .

Ich blieb auf dem Rücken liegen und horchte auf den Wind und den Regen, der gegen die Scheiben sickerte, ich hörte das rauschen der kahlen Baumzweige und dann das leise zitternde ticken einer Stutzuhr aus dem Salon. —

Im andern Flügel schlief mein Muck wahrscheinlich schon lange den Schlaf des Gerechten.

Wenn ich ihm doch nur das Zimmer gegeben hätte. Der Feldwebel legte sich ja doch erst um zwei Uhr hin, und konnte auch drunten sein Bett finden.

Ich war im Begriff hinüberzugehen, um mit dem Fähnrich zu tauschen; denn ich fühlte, hier würde ich nicht schlafen können. Aber es sah zu dumm aus, und so ließ ich es. Dieser Muck war mit daran schuld, mit seinem elenden Gejammer nach den Weibern! Setzt sich der Kerl hin und seufzt wie ein verliebter Kater und bringt einem erst zum Bewußtsein, woran man sonst kaum gedacht hätte. —

Und dann die Strapazen, die dem Körper eine innere brennende Kraft geben, — und zuletzt noch dieses Schlafzimmer einer jungen Dame, diese elegante, fast frivole Intimität. — Da mochte der Teufel seine Ruhe behalten. . . .

Herrgott, was hätte ich jetzt nicht für das erste beste Weib gegeben; und dabei das Phantasiebild der Inhaberin dieser im Zimmer umherliegenden Dinge wie leibhaftig um sich zu fühlen; diesen jungen Mädchenleib in seiner Lebenswärme sich vorstellen zu müssen, durch jeden Gegenstand an Dinge erinnert zu werden, die — zum Teufel! . . .

Wie oft mußte der Spiegel nicht die Scene wiedergegeben haben, wenn sie langsam ein Stück ihrer Kleidung nach dem andern abwarf, bis sie endlich geschmeidig unter die leichte Decke schlüpfte, die wie eine Bergeslast auf mir lag und mir fast den Atem raubte. —

Die Uhr im Nebenzimmer schlug wieder. Es war Mitternacht vorüber, und noch immer kein Schlaf.

Sollte ich vielleicht aufstehen und in dem Regenwetter eine Ronde machen? — Aber wozu. . . .

Endlich, nach stundenlangem wachen, verfiel ich in einen unruhigen, fieberhaften Halbtraum, aus dem ich wiederholt aufschreckte. . . .

Das Bild, das ich mir von der Inhaberin meines Zimmers gemacht, verließ mich auch nicht im Traume.

Es schien wirklich, als ob ich besessen sei. —

Erst gegen Morgen mußte ich eingeschlafen sein, denn

mein Bursche Franz stand am Bette und weckte mich nicht ohne Anstrengung.

Wir sollten uns um dreiviertel acht mit der Kompagnie vereinigen und vorrücken, da das Bataillon zusammen Quartier beziehen sollte.

Als ich in den Salon eintrat, wo noch die Lampen brannten, und Franz seine Kunst, Kaffee zu kochen, wieder einmal trefflich bewährt hatte, trat mir mein Fähnrich frisch und lustig entgegen, während mir diese schwüle Fiebernacht noch in allen Gliedern steckte.

Während er sich an den Tisch setzte und den Zucker in seinen Mokka warf, sagte er plötzlich:

— Gott sei Dank, daß wir weiter kommen, in ein großes Nest. — Hoffentlich findet man da endlich einmal ein anständiges Weib. . . . — Das ist ja —

— Zum Teufel, Muck, lassen Sie mich mit Ihrer Brunstwut in Ruh! — schnauzte ich ihn an, daß er hastig vom Stuhle auffuhr und ein stramm dienstliches: Zu Befehl, Herr Leutnant! herausplatzte.

Dann mußte ich selbst lachen und wünschte ihm alles nur erdenkliche Glück, dem guten Kerl! . . .

* *
*

Woche um Woche war vergangen, daß wir vor Paris gelegen. Endlich hatte sich die Stadt ergeben; ich war mit meiner Kompagnie zur Besetzung eines Forts zurückgeblieben.

Eines Nachmittags ging ich mit einem Kameraden in einer Allee des Bois auf und ab, als wir einem alten Herrn begegneten, der sich auf den Arm einer etwa neunzehnjährigen jungen Dame stützte und langsam auf dem schneebedeckten Wege einen Fuß vor den andern setzte, während ein herrschaftlicher Wagen in einiger Entfernung folgte.

Die Sonne flimmerte durch die schneebedeckten Äste der Bäume, und es ging ein angenehmer Wind, ein Zeichen des herannahenden Frühlings.

Ich sah nach der jungen Dame hinüber, die so vorsorglich sich um den alten Herrn mühte. Sie war groß und schlank, mit einem Gesichte, wie man es in Frankreich selten findet, ruhige Züge von vollendeter Schönheit; nur daß eine gewisse Herbheit des Ausdrucks etwas störte. Das Haar war goldblond, überreich und in einer breiten Flechte um den Kopf gelegt.

— Der Marquis de Rivonne! flüsterte mein Begleiter, während er die Hand grüßend zur Mütze führte.

Der alte Herr blieb stehen und grüßte freundlich ernst wieder, während die junge schlanke Dame den Kopf kaum merklich neigte und eigentlich nur mit den Augen grüßte.

Mir war bei Nennung des Namens — ich hatte mich seinerzeit nach dem Besitzer der Villa, wo ich einquartiert gewesen, wohl erkundigt — und bei dem Anblick des jungen Mädchens das Blut in das Gesicht gestiegen. . . .

Ich hatte Mühe, um nicht zu verraten, wie sehr ich mich schämte. Denn mir standen aufs neue alle Scenen wieder vor Augen, die ich in jener Nacht erlebt hatte; und der Gedanke, was jenes Mädchen empfinden würde, wenn es eine Ahnung von dem allen haben könnte, trieb mir das Blut in die Wangen.

Unwillkürlich griff ich an die Brust, denn ich hatte die gefundenen Goldfäden, in Anwandlung einer seltsamen Laune, mir derzeit aufgehoben. —

Und während mir mein Kamerad erzählte, daß ihre Mutter eine Schwedin und sie mit einem jungen Offizier verlobt sei, der in unsere Gefangenschaft geraten war, sah ich mich noch einmal um, wie sie ihren Vater stützend

dahinschritt mit hocherhobenem Haupte, stolz und makellos, ohne zu ahnen, welch einen Aufruhr der Empfindung sie unbewußt einmal in meinem Innern erregt hatte. —

Die Goldfäden ihres Haares habe ich in Erinnerung an jene seltsame schwüle Fiebernacht aufbewahrt, — sie selbst habe ich niemals wieder gesehn. . . .

Besuch

Er stand vor dem großen Hause der Yorckstraße und starrte zu der zweiten Etage empor.

Dort wohnte seine Mutter — seine Mutter, die er nur einmal in seinem Leben gesehen hatte; aber die ihm oft in seinen Träumen erschienen war, wenn er zur Herbstzeit sich nach dem Mittagessen in das geschnittene Korn warf, um sich mit den anderen Arbeitern seine Stunde Ruhe zu gönnen.

Wenn dann die Sonne so grell vom blauen Himmel brannte, und die kleinen braunen Heuschrecken über die frischen Stoppeln hüpften und ihr eintöniges Gezirp durch die Mittagsstille hören ließen; wenn er im Schweiß gebadet, mit dem am Halse aufgeschlagenen blauen Kittel, daß die heiße Luft um seine Brust fließen konnte, ermattet von der Arbeit, umtaumelt von der Hitze, in

Halbträume versank — dann sah er seine Mutter vor sich. . . .

Hie und da hatte er von ihr gehört. Sie schrieb der Frau, die ihn aufzog, und als er schon ein Bursche von sechszehn war, der beim Anblick jeder lachenden Bauerndirne rot wurde, hatte sie noch immer Geld für ihn geschickt, das der alte Pfarrer für ihn sorgsam auf ein Sparkassenbuch eintragen ließ. Denn er brauchte keinen Pfennig, außer dem, was er sich als Knecht verdiente; und so sammelte sich allmählich ein kleines Kapital an, das mit jedem Monate wuchs und ihm die Hoffnung gab, daß er sich eines Tages ein paar Streifen Land kaufen könne oder gar ein Häuschen, das er mit der rastlosen Arbeit seiner fleißigen Hände dann schuldenfrei machen würde.

Die Mädchen im Dorfe wußten, daß Hinrich Wulkow ein kleiner Kapitalist war. Deshalb blitzten sie ihn auch so unternehmungslustig mit ihren frischen Augen an, und zeigten ihm lachend ihre Zähne, und schüttelten im vorbeigehen ihre blonden Zöpfe.

Aber Hinrich fürchtete sich vor ihnen und wurde jedesmal rot, selbst als er nun achtzehn Jahre alt war

und die anderen Burschen ihn mit auf den Tanzboden schleppen wollten. Er dachte zu viel an seine Mutter, die in Berlin wohnte, in dieser großen Stadt, die ihm vorkam wie ein wunderbares Ungeheuer; ein unerreichbar fernes Ziel, nach dem all seine Wünsche trachteten.

Er wußte, daß er eigentlich keinen Vater hatte. Einmal hatte man ihn damit necken wollen.

Wortlos wie ein in Wut geratener Stier war er über den Spötter hergefallen und hatte ihn zu Boden geschlagen; und es hatte der ganzen Autorität des Pfarrers bedurft, daß er wegen dieser Geschichte nicht vor Gericht kam.

Seit jenem Tage wagte es keiner mehr, ein Wort darüber fallen zu lassen.

Er hatte von seiner Mutter, die in letzter Zeit nichts mehr von sich hören ließ, eine seltsame Vorstellung. Er entsann sich ganz dunkel, daß einmal, er mochte acht oder neun Jahre alt gewesen sein, eine feine Dame in das Dorf gekommen war.

Er hatte sich gerade mit einem Jungen gebalgt gehabt, und die Nase blutete ihm, als er zu seiner Pflegemutter gerufen wurde.

4*

Die schöne Dame sah ihn mit angstvoll erschrockenen Augen an, und er wagte es nicht, die Thürschwelle zu überschreiten.

Dann hatte ihn die Alte hervorgezerrt, und er mußte der Dame die Hand geben, und da hatte sie ihr Gesicht in ihr feines Taschentuch, von dem ein Duft ausging, der ihn ganz seltsam berührte, gepreßt und geschluchzt — herzzerreißend. Und er stand dabei und fing endlich auch an zu heulen, und die Alte hatte gezümpfelt und sich immerzu geschneuzt, und als sie eine zeitlang dies Konzert aufgeführt, nahm die Alte den völlig verblüfften und verwirrten an der Schulter und drehte ihn aus der Thür hinaus.

Da stand er nun wieder im Sonnenschein auf der Dorfstraße und starrte das Haus an, und dann drehte er sich um, und als ob der Teufel hinter ihm herreite, war er dem nahen Walde zugestürzt, wo die Schar der Dorfjungen in den raschelnden Büschen nach frischen Haselnüssen suchte.

Später legten sie sich in den ausgetrockneten Chaussee-graben hinter die wilden Brombeersträuche, und einige machten Jagd auf Feldmäuse, die zu tausenden hier

ihre Löcher hatten, und für die es eine gute Prämie gab. —

Gegen Abend waren sie auch mit dieser Beschäftigung fertig, und starrten nun den beiden offenen Wagen nach, in denen eine lustige Gesellschaft vornehmer Herren und Damen in lichten Kleidern mit unglaublich großen Blumenhüten und blassen Gesichtern jubelten und sangen.

Die übermütigste und lustigste von allen aber war die Dame gewesen, die Hinrich ein paar Stunden vorher in der dunstigen niederen Küche so bitterlich hatte weinen sehn. —

Als er am Abend, seine Schuhe in der Hand, in seinen Verschlag hinaufsteigen wollte, sagte ihm die Alte barsch wegwerfend, die Dame von heut Nachmittag sei seine Mutter. . . .

Er hatte sie angeglotzt und kein Wort verstanden. Und weil er noch immer nicht weiter ging, sondern sie dumm anstarrte, hatte sie ihm eins hinter die Ohren gewischt, und er war schnuckelnd im Finstern auf seinen raschelnden Strohsack gekrochen und starrte die ganze Nacht durch die Dachsparren in den blassen Mond, ohne doch mehr von all dem zu begreifen.

Seit jenem Tage saß er oft in der Abenddämmerung und träumte, — und er sah immer wieder die Dame in ihrem hellen gelben Kleide, und sah sie im Wagen, wie sie aufrecht stehend den roten Sonnenschirm schwang und jubelte und lachte, — ein frohes helles Gelächter, in das die andern alle einstimmten. —

Allmählich verwischten sich diese Erinnerungen, und nur ein unklares Gefühl blieb zurück, dämmernd schleierhaft. —

Einmal war er im Nachbardorfe in einer katholischen Kirche gewesen und hatte dort ein Madonnenbild gesehen. Seitdem konnte er die beiden Erscheinungen nicht mehr auseinanderhalten, der große weiße Hut verwandelte sich für ihn in den goldenen Strahlenkranz der Himmelskönigin. Die tiefen Augen blickten eben so dunkel, so schwärmerisch dunkel umhaucht.

Und im langen weißwallenden Gewande, über die Sterne hinstreifend, wandelte seine Mutter durch seine unruhigen Träume. —

Dann war eines Tages die Sehnsucht in ihm aufgekeimt, sie wiederzusehen.

Und dieser Gedanke kehrte ihm immer wieder und

erfüllte ihn ganz, so völlig, daß wenn er allein war und er an seine Mutter dachte, ihm die Thränen kamen.

Eines Tages ging er zum Pfarrer und klagte ihm sein Leid. Der versuchte ihn zu trösten und es ihm auszureden. Was wollte er denn in der großen Stadt? Das war nichts für ihn. . . .

Wieder waren Monate vergangen. Der Herbst schüttelte die braunen Blätter von den Bäumen und trieb sie unter dem grauen Himmel hin über die kahlen Stoppelfelder.

Arbeit gab es kaum, und die Langeweile des herannahenden Winters drückte schwer auf allem.

Das war so recht die Zeit, um müßigen Gedanken nachzuhängen.

Eines Tages erklärte Hinrich seinem Bauern, bei dem er als Knecht war, daß er in die Stadt wolle. Auf wie lange denn? — Er wollte erst mal sehen, vorläufig auf acht Tage. — Am folgenden Morgen brach er auf.

Man riet ihm, mit der Eisenbahn zu fahren, aber er hatte kein rechtes Vertrauen dazu; und so ging er über Land, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht uner-

müdlich vor sich hintrabend. Hie und da nahm ihn ein Wagen eine Strecke lang mit.

In einem Dorfe, durch das er kam, schlief er bei einem Knechte, der vor der Thür des Hauses seine Pfeife rauchte und sich auf dem gefrorenen Boden die Beine austrat.

Der Bauer war mit der Bäuerin in der Stadt.

Am folgenden Mittag kam er an die ersten Häuser der Vorstadt.

Bis jetzt hatte er nur immer die gerade Chaussee zu gehen gehabt. Jetzt verlief er sich bald in dem Gewirr der Straßen.

Er fragte, — aber meist erhielt er keine Antwort, oder man schüttelte den Kopf über sein halb unverständliches Platt, mit dem er es nicht verstand, Yorkstraße auch nur annähernd deutlich auszusprechen. —

Die Nacht kam und nun stand er ganz verlassen und verwirrt. All diese Lichter blendeten ihn, der Wirrwar betäubte seine einfachen Sinne, Häuser, Laternen und Menschen schienen ihn zu umtaumeln, daß er sich einmal an eine Mauer stützen mußte und die Augen schloß, um wieder zur Besinnung zu kommen.

Die Wagen jagten an ihm vorüber, die Pferdebahnen durchklingelten die endlosen Straßen, die Menschen drängten und stießen ihn, hie und da wandte sich einer um, und wenn er den tölpelhaften Bauernjungen sah, warf er wohl ein hartes Wort hin, das aber der Lärm verschlang; und wenn es auch an sein Ohr gekommen wäre, — er nahm alles hin, überwältigt von diesem betäubenden Eindrucke, den Berlin auf ihn machte. —

Wie sollte er in diesem Gewühle seine Mutter finden. . . .

Er irrte weiter und kam in einsame Straßen, immer weiter hinauf in den Norden, wo die Stadt sich allmählich wieder in das Land verläuft.

Hier fand er in einem halb verfallenen Wirtshause Unterkunft für die Nacht. Aber er schlief nicht. Er wälzte sich und stöhnte wie im Fieber bis zum Morgen.

Aller Mut war ihm geschwunden. . . .

Am liebsten wäre er schon jetzt umgekehrt.

Aber er mußte seine Mutter einmal sehen. —

Am andern Morgen wanderte er hinaus nach dem Süden. . . . Endlich stand er vor dem Hause, ein hohes graues Gebäude mit einer Unzahl von Fenstern, wie

hundert Augen, in denen die Strahlen der frostigen Dezembersonne spielten. —

Dort wohnte seine Mutter. . . .

Als er noch immer stand und hinaufblickte, ging ein Schutzmann dicht an ihm vorüber und betrachtete ihn forschend von oben bis unten.

Das trieb ihn zum Entschluß, und er trat in das Haus ein. Seine schweren, nägelbeschlagenen Stiefel knirschten auf den bunten Steinfliesen des Hausflurs. Die lustigen nackten Amoretten der Wandflächen kamen ihm wie ein Wunder vor, das ihn erschreckte, aber er faßte sich ein Herz und stieg die teppichbelegte Treppe hinauf.

In der zweiten Etage machte er Halt.

Dort auf dem Messingschilde stand s e i n Name. Er buchstabierte jeden Buchstaben, dann atmete er tief auf, wischte sich den Schweiß von der Stirn und pochte mit seiner derben Faust gegen das braune Getäfel der hohen Thür.

Erst als er zum zweiten Male gepocht hatte, kam ein junges Dienstmädchen, das die Thür wütend aufriß,

und ehe er ein Wort sagen konnte, ihn anfuhr, weshalb er nicht klingele . . . ob er verrückt sei? . . .

Er guckte nach dem weißen Knopfe, auf den sie wies, und stotterte dann etwas. —

Die gnädige Frau sei noch nicht auf, wurde ihm mit einem spöttischen Blicke erwidert, und dann schlug man ihm die Thür vor der Nase zu. —

Ein paar Minuten blieb er noch stehn, ob sich die Thür nicht wieder öffnen werde. Als aber alles still blieb, schlich er sich hinunter und sah zu den Fenstern hinauf. —

Es war kalt, und die Füße fingen an ihn zu frieren. Er entschloß sich, nach einer Stunde wiederzukommen, und nun lief er durch die Straßen, ohne zu wissen wohin, und so kam er zum Kreuzberg.

Oben auf den Stufen des Denkmals setzte er sich, und blickte auf diese ungeheure schwarze Häusermasse zu seinen Füßen, wie der schwarze Qualm der Kamine schwer darüber hinstrich, wie die breiten Goldkreuze der Kirchen und der goldene Engel der Siegessäule in der Sonne glitzerten, und wie einzelne gewaltige Kuppeln sich wölbten,

oder die tonnenartigen Glashallen der Bahnhöfe aus dem Häusermeere wie Inseln aufragten.

Ein scharfer prickelnder Wind kam von der Hochebene her. Aber er blieb ruhig sitzen.

Als er lange genug gewartet hatte, stieg er den Hang wieder hinunter.

Es war Mittag vorbei, als er wieder vor dem Hause stand. Diesmal klingelte er an der Thür.

Erst beim dritten Mal kam jemand. Es war ein anderes Mädchen als zuerst.

Als sie ihn fragte, was er wolle, wußte er ihr nichts zu antworten. — Was sie der gnädigen Frau denn melden solle? — Er wußte es nicht. — Gnädige Frau hätten übrigens jetzt Besuch. Sie wolle es sagen, und er möge in einer Stunde wiederkommen.

Zum zweiten Male verließ er das Haus und trostloser als zuvor irrte er umher, jetzt von nagendem Hunger gepeinigt. Und doch wußte er, daß er keinen Bissen hinunterbringen würde. Erst mußte er seine Mutter gesehen haben. —

Es war Nachmittag geworden. Der Himmel hatte sich verschleiert. Weiße, streifige Wolken zogen sich über

das blau und hingen ihre grauen Schleierfetzen vor die kalte Sonnenscheibe.

Ihm war der Mut gesunken und eine ganze Weile schon hockte er auf der Treppe vor der Thür und wartete, daß sich drinnen etwas regen sollte.

Endlich hörte er Schritte, Thüren wurden geschlagen, ein paar unverständliche Rufe und dann lautes lachen

Er erhob sich und stand vor dem Knopfe der Glocke.

Endlich drückte er seinen breiten zerrissenen Daumen darauf. Der scharfe Metallton vibrierte durch die Stille. Dann kam das Mädchen. —

— Der Mann ist wieder da, gnädige Frau!

Und auf dem Korridor steht ein Herr im grauen Spitzbarte, der den Cylinder schon auf dem Kopfe hat, und einer Dame in den schweren grauen Pelz hilft, die sich unwillig nach der Störung umsieht.

Dann erblickte sie ihn, und er starrt sie an und fragt sich immer wieder, ob sie das wohl sein könne: diese Dame mit dem goldblonden Haar, dem blutleeren weißgepuderten Gesichte und den etwas scharfen, grauen Augen unter den schwarzen Brauen, die sich unmutig zusammenziehen.

Er stammelt etwas. Das soll heißen: Ich bin Hinrich Wulkow! aber niemand versteht es. — Die Zofe kichert und die Dame lacht. Denn der Herr muß eine Bemerkung gemacht haben, wahrscheinlich über ihn.

Und nun steht er da in einer Ecke und wagt es nicht, den Mund aufzuthun.

Die Dame fragt, was der aufdringliche Mensch denn eigentlich will. . . .

Dann flüstert der Herr mit ihr und sie nickt ihm freundlich zu, und im Hinausgehen wirft der Herr ihm ein Geldstück in die Mütze, die er krampfhaft zwischen den Händen hält. Dann rauschen die beiden an ihm vorüber, die Treppe hinunter. —

Hinrich kommt zur Besinnung und fragt das Mädchen, wer die Dame gewesen. — Dann stürzt er die Treppe hinunter und kommt vor das Haus, gerade als die Pferde des Wagens anziehen, den er schon bei seinem kommen dort bemerkt hat.

Er sieht nur noch die nickende Feder von dem Hute der Dame und den glänzenden Cylinder, dann biegt der Wagen um die nächste Straßenecke. . . .

Da steht er nun mitten auf der Straße und starrt dem Wagen nach.

Plötzlich fühlt er das Geldstück kalt zwischen seinen Fingern. Sie haben ihm ein Geschenk gegeben, wie einem Bettler. . . .

Langsam gleitet die Münze zwischen seinen Fingern durch und klirrt auf das Pflaster.

Ein Wagen kommt, mit Mauersteinen schwer beladen, und er muß weiter gehen.

Er geht immer weiter. —

Die Dämmerung bricht ein. Der Himmel hat sich umzogen, und mit einmal flockt es weiß herab, zarte Federflocken, die immer größer, immer zahlreicher werden, immer toller durcheinander wirbeln. —

Dann kommt die Nacht, und das Schneegestöber wird immer wilder.

Und in dem Taumel der Schneefedern taumelt er durch das Unwetter. So kommt er unter die Linden, mitten in die Fluten des elektrischen Lichtes, das von den weißen, zwischen den kahlen Zweigen der Bäume schwebenden Monden der Bogenlampen herabfließt.

Die Wagen hasten aneinander vorbei, die Menschen fluten trotz des Schnees hin und her.

Ein Wagen fährt hart an ihm vorbei, den er kennt, den er schon einmal gesehen hat. Er windet sich durch die Menschenmasse, denn die Equipage fährt langsam, weil eine Droschke, aus der zwei Herren aussteigen, gerade vor ihr am Straßenrande hält.

Er kann durch die Scheiben sehn, — nur einen flüchtigen Augenblick, — aber er hat den Herrn und die Dame daneben erkannt.

Der Wagen setzt sich wieder in Trab.

Es liegt Hinrich so schwer in den Gliedern.

Er hat sie wiedergesehn. — Und nun faßt ihn ein brennender Wunsch: er muß sie sehen — muß sie sprechen. —

Er fängt an zu laufen, auf dem Straßendamme, hinter dem Wagen her.

Ein Schutzmann sieht sich nach ihm um.

Auf dem Trottoir bleiben ein paar Leute stehn und sehen ihm nach, aber der Schnee stäubt zu dicht nieder. —

Er ist in ständiger Gefahr, von den Rädern erfaßt

zu werden. Weit vor sich sieht er den Wagen, der immer schneller enteilt.

Er strengt alle Kraft an, ihm zu folgen, er achtet nicht mehr auf das, was um ihn her vorgeht.

Immer näher kommt er ihm. Bald hat er ihn erreicht — da gleitet er auf dem schlickrigen Boden aus. Er taumelt auf — vorwärts, — dann stürzt er wieder hin. —

— Hee! — ruft ein Droschkenkutscher und reißt mit krampfhafter Anstrengung seinen abgetriebenen Gaul herum, der erschreckt zur Seite gewichen ist, um den niederstürzenden nicht zu treten.

Einen Augenblick bleibt er liegen. Ein Schutzmann eilt auf ihn zu und hilft ihm unsanft beim aufstehn.

— Nur ein Betrunkener! . . . und die Menge drängt weiter.

Der Schutzmann sieht, daß der Bursche nicht betrunken ist. — Ein Bauer, der von der Großstadt verwirrt ist.

Er fragt ihn, wohin er will. Der Bursche nennt ängstlich seine Heimat. Wo ist das? — Ah so auf der Straße nach Landsberg — dort zum Alexanderplatz muß er. —

Eine zeitlang bleibt er an eine der nackten schwarzästigen Linden gelehnt. Sein Knie schmerzt ihn. Er

ist schmutzig, an seinen Händen klebt der schmelzende Schneeschlamm.

Dann kriecht er weiter, die Linden hin, immer geradeaus, ohne an etwas denken zu können.

Vor der Oper hat er einen Augenblick gehalten und gesehn, wie die Equipagen vorfahren, die Diener den Schlag öffnen, und in dichte Pelze gehüllte vornehme Damen aus den Wagen steigen und unter das Schutzdach eilen, — Damen, die eben so aussehen, wie die Frau, die seine Mutter sein soll.

Vielleicht ist auch sie in dem großen Hause drin. Aber was soll er, was will er von ihr, die ihn nicht mehr kennt, die an ihm vorübergegangen ist, ohne auch nur einen Blick nach ihm zu werfen.

Er geht weiter über die Brücke, am Schloß vorüber, am Rathaus, über den Alexanderplatz. —

Die Straßen werden immer einsamer. Die Laternen stehen weiter von einander. Es wird dunkler um ihn. Das Schneewetter geht zu Ende und hört bald ganz auf.

Es ist leer um ihn. Kein Haus mehr, nur die verschneite schnurgerade Chaussee, die in die Nacht hineinführt, und in der Ferne vereinzelte schwache Lichtpunkte.

Er humpelt weiter über den feinen Schnee, der nur eben die Erde bedeckt. Das Knie schmerzt ihn, und ermattet, vor Hunger, vor Anstrengung, Müdigkeit und Trauer hockt er sich auf einen am Wege liegenden Steinhaufen nieder, empfindungslos gegen die nasse Kälte dieser spitzen, eckigen Steine.

Er blickt den Weg zurück, den er gekommen ist . . . dort . . . weit, weit hinter ihm liegt die Stadt. . . . Er kann sie erkennen an dem roten Scheine, der wie Bluthauch, wie das glühen einer fernen Feuersbrunst sich über den Nachthimmel ausbreitet, gespensterhaft wie feuriger Nebel. —

Um ihn her ist es totenstill. — Kein Laut, kein Schrei. . . . Nur die Steine regen sich kollernd unter seiner Last, sobald er sich rührt.

Und er starrt auf diesen seltsamen Blutdunst hin, der ihn mit Entsetzen erfüllt. Von dort kommt er . . . dort hat er etwas suchen wollen. . . . Was nur . . . was? —

Was hatte ihn fortgezogen; was hat ihn in die große Stadt getrieben? — Er weiß es nicht mehr . . .

Ihm ist zu Mute, als müsse er sich in den kalten

Schnee werfen, um das alles nicht mehr sehen zu müssen, was heute an seinen Augen vorübergezogen ist.

Er fühlt sich mit einem Male so elend allein, so toteneinsam, so ganz von Gott und der Welt verlassen.

Und von seinen Lippen bricht unbewußt wie ein Naturlaut jener Schrei, der dem Menschen kommt in der höchsten Not, jener Ruf nach dem einzigen Wesen, dessen uneigennützige Liebe ihm immer verwehrt geblieben war, — wie voller Verzweiflung streckt er die Arme in die Schneeluft, und schreit es hinaus in fürchterlicher Angst:

— Mutter! ... Mutter! ...

Aber nichts antwortet ihm. Nur die schwarze sternlose Nacht ist über ihm, und das schweigen des einsamen Feldes umgiebt ihn ...

Dann wird er still, und sitzt und brütet vor sich hin, in sich hinein schluchzend, mit jenem ungewissen Gefühle, etwas verloren zu haben, das er nie besessen, — mit dem dämmernden Bewußtsein, daß der schöne Traum von einer Mutter, die ihr Kind mit offnen Armen jubelnd empfangen werde ... jener Traum, der sein ganzes Leben ausgemacht hatte, für immer zu Ende geträumt ist. — — —

Im Moor

Ein müder Sommerabend. —

Die Heide träumt im letzten Strahle der sinkenden Sonne.

Von dem braunen Boden steigt betäubender Duft auf. Es zittert heiß über dem Moore, und die Sonne stirbt.

Die Nacht kommt. — —

Die Schafe blöken im Stalle des einsamen Heidehäuschens. —

Ringsum Garten und ein wenig Feld. Kartoffel- und Buchweizenacker.

Weiter hin liegen ein paar Findlinge, riesige Granitblöcke im gelben Sande, den nur einzelne kurze Grasbüschel durchbrochen haben. — —

Drüben zieht sich der Wald hin, ein Gewirr von ver-

krüppelten Tannen, Birken, Erlen; hie und da saftige Buchenhaine mit blumigen Matten.

Überall dichtes Unterholz. —

Aus dem Walde treten zwei — ein Mann und ein Mädchen.

Er hält den Leib des Mädchens umschlungen. Sie ist jung, kaum siebzehn Jahre. Sie ist schön; nur die Augen blicken so seltsam, nicht offen und treuherzig. Wie ein Geheimnis liegt es darin.

Sie gehen auf das Haus zu.

Neben den langen Gräben, in denen sich das schmutzige Wasser fängt, liegt gestochener schwarzer Torf aufgeschichtet. Sie lassen sich nieder, und der Mann spricht. Er redet leise in sie hinein.

Es muß was trauriges sein. — Das Mädchen lehnt sich an ihn und umschlingt seinen Hals, und sie küssen sich.

Dann stehen sie auf. Das Mädchen wirft sich an seine Brust. Es ist ein Abschied, wenn auch nur für kurze Zeit. Der Mann muß in die Stadt auf drei Wochen zum Militär.

Er ist ein Bauernsohn und sie die Tochter des Köthners, des armen Torfstechers. Er küßt sie noch ein-

mal und sucht nach ihren Augen, aber sie schlägt den Blick zu Boden.

Dann läßt er sie, und sie geht langsam dem Hause zu. Noch ein paarmal bückt sie sich, um eine blühende Heideblume zu pflücken. Dann tritt sie in den leicht-umzäunten Garten ein. Eine Kuh brüllt ihr aus der halbgeöffneten Stallthür entgegen, und die Schafe stoßen ihren scharfen, blökenden Schrei aus.

Sie tritt in das Haus. Unter der Thür wendet sie sich noch einmal um. Sie glaubt in der Ferne eine Gestalt zu erkennen.

Aber sie winkt nicht. — —

Die Stimme der Mutter ruft sie. . . .

Es ist dunkel geworden, und das Öllämpchen schimmert fahl aus dem einen Fenster.

Der Mann ist stehn geblieben und hat dem Mädchen nachgeschaut, wie es langsam fortgegangen ist.

Er will sie zurückrufen, doch wozu?

Sie haben ihm gesagt, sie sei es nicht wert, daß er so an ihr hänge und dem Vater trotze.

Er hört nicht auf sie, die das sagen, denn er liebt das Mädchen.

Sie ist schön; auch in den beschmutzten, dunklen Kleidern, an denen die Spuren des Moores sich finden. Denn sie muß den Torf graben, eine mühselige, schmutzige Arbeit.

Der Mann sieht ihr noch immer nach. Es ist so dunkel geworden, daß er sie kaum noch erkennen kann, als sie in die Hütte tritt.

Jetzt ist sie verschwunden. —

Es ist Nacht. —

Über der Heide lagert totenhafte Ruhe. Kein Wind regt sich, kein Laut klingt auf, kein Vogel streift vorüber.

Die Heide schläft. — — — — — — — — —

* * *

— — Aus dem Neumonde ist Vollmond geworden.

Der Mann kehrt zurück. Den ganzen Tag ist er gereist. Zu Hause hat er von der Stadt erzählt und hat dann zu Abend gegessen. Dann ist er hinaufgegangen, um sich schlafen zu legen.

Er hat gesagt, er sei müde. Auch die Alten legen sich schlafen.

Noch einmal werden alle Laden nachgesehen und die Thürklinken gerüttelt, dann wird es still im Hause. . . .

Stille im Hause! — Draußen aber braust der Sturm durch die Nacht. Bald liegt die neblige Heide im tiefschwarzen Dunkel, bald im grellen Strahle des Mondes, der aus den wehenden Nebeln phantastische Gebilde formt. Die Nebel steigen aus dem Boden und wollen sich über die Erde lagern, aber der Sturm kommt und zerfetzt das luftige Gewebe und treibt das leichte Gewölk vor sich her.

Die schwarzen Wolken drängen sich am Himmel zu Hauf, wie Schafe bei einem Gewitter. . . . Wenn sie sich der vollen Scheibe des Mondes nähern, scheinen sie zu zerflattern, der Mond scheint sie aufzulösen.

Die dunklen mächtigen Wolkenwände lassen keinen Strahl durch. An den Rändern nur kann man es sehen, daß sie den Mond bedecken. Da schimmert es gelb und blau auf. —

Und der Sturm singt sein Lied. — —

In dem großen Bauernhofe knarrt ein Fenster.

Hat der Wind einen Laden losgerissen? —

Jetzt ist es ganz finster. . . .

Horch! ein knistern und jetzt ein kratzen an einer Kalkwand. —

Vielleicht Diebe! — Doch die Hunde sind still.

Jetzt huscht eine Gestalt durch die Hecke und birgt sich hinter einer Holzstiege, denn das weite, baumleere Moor liegt im hellen Mondlicht da; der Sturm hat den Nebel fortgetrieben, nur über dem struppigen Heidekraut liegt es schneeweiß, daß der Fuß durch Gewölk zu schreiten scheint. — Jetzt schiebt es sich schwarz über die Ebene. Eine Wolke hat den Mond verschlungen. —

Ein Mann jagt über die Heide, als ob ihn der Sturmwind verfolge, als ob er mit den Wolken um die Wette laufen wolle.

Es geht an dem Walde vorbei, jenseits erst bleibt er aufatmend stehn.

Dort liegt die Hütte des Torfbauern, vom Nebelgewölk umraucht, vom Liede des Sturmwinds umheult.

Drei Wochen sind vergangen, seit der Mann an dieser selben Stelle stand und Abschied nahm. Jetzt gilt sein erster Gang dem einsamen Häuschen.

Er geht auf dasselbe zu. Hinter dem Stalle duckt er sich. Er muß um das Haus herum. Das Mädchen schläft hinten.

Er will sie heute noch sehn, noch sprechen. . . . Der Sturm hat sich eine Weile gelegt. Die Nebel wallen

zitternd hin und her, und die Mondesscheibe ist verdeckt.

Er tritt näher. In der Hand hält er ein Häufchen Sand. Er will die Körner an das Kammerfenster werfen, damit sie erwache. —

Jetzt stockt sein Fuß.

Vor ihm raschelt etwas, aber er vermag nichts zu erkennen. Nacht und Nebel sind zu dicht.

Jetzt sieht er: es ist ein Mann! — Kommt außer ihm noch einer hierher? — Sein Blut siedet auf.

Er geht weiter, vorsichtig . . . aber ein dürrer Ast des aufgeschichteten Brennholzes knackt laut unter seinem Fuße. Droben schlägt ein Fenster an.

Jetzt sieht er eine weiße Gestalt sich herauslehnen. Das Mädchen, das sich niederbeugt, um zu sehen, wer da draußen sei.

Da schrickt er zusammen.

— Gute Nacht, Franz! flüstert es leise herab.

Er erschrickt. —

Der Mann dort winkt hinauf. Dort steht eine Leiter, nur wenig beiseite geschoben.

Und plötzlich hat er begriffen: Ein anderer neben ihm! —

Dort tappt er vorsichtig der Hecke zu.

Der Sturm heult mit einmal, als wolle er das Häuschen dem Erdboden gleich machen. Aber durch das Getöse klingen Laute verzweiflungsvoller Wut. Das aufgeschichtete Holz bricht kollernd zusammen. . . .

Dort an der Hecke ringen zwei lautlos. — Die Hunde schlagen mit Gebelfer an. — Das Mädchen ist mit einem Schrei vom Fenster verschwunden. Sie stürzt aus dem Hause. Die offene Thür schlägt im Winde hin und her, als wolle sie zersplittern.

Ein Todesschrei gellt durch den Nebel, dann wird es ganz still. — — —

Die Hunde sind ausgebrochen. Aber ihr bellen dauert nicht lange. Mit eingekniffenem Schwanze kriechen sie um einen am Boden liegenden Menschen. Eine Blutlache umgiebt ihn. Über ihn beugt sich ein anderer Mann.

Jetzt springt er auf, und die Axt, die — er weiß nicht wie — ihm in die Hand gekommen, gleitet aus seinen Fingern.

Das Mädchen steht vor ihm. Ein Mondstrahl huscht über die drei Gestalten. Das Mädchen hat in dem

sterbenden den Mann erkannt, dem sie eben das gute Nacht zugerufen hat, sie stürzt sich über ihn, Franz! rufend.

Dem anderen zuckt die Hand: fast möchte er die Waffe von neuem erheben, um das Weib auch niederzuschlagen.

Da regt es sich im Hause. . . .

Lichter nähern sich. — Er sieht um sich, plötzlich begreift er.

Mit einem wilden Satze ist er über die niedere Hecke gesprungen, und wieder jagt er über die Heide, pfeilschnell. Doch diesmal verfolgt ihn der Mord. Hinter sich hört er das heulen der ihm nachsetzenden Hunde. Aber sie können seiner Spur nicht folgen. Der Nebel ist zu dicht. Sie schnüffeln ratlos am feuchten Boden hin und stoßen langgezogene Klagelaute aus. Die schlagen dem gehetzten an das Ohr. Der Sturm trägt sie ihm zu.

Er glaubt die Verfolger dicht hinter sich, wenn auch die Stimmen der Hunde allmählich leiser werden und dann ganz verstummen. — Jetzt rauscht der Wald vor ihm auf, in dem der Sturm sich verfängt. Mit mächtigen

Armen teilt er die Büsche; und die feuchten Zweige schlagen rauschend hinter ihm zusammen.

— — — — — — — — — — — — — —

* * *

Es ist Nacht. — — —

Aber die Nacht eines dumpfen Kerkers. Man hat den Mörder gefangen und in die Stadt gebracht. — Eine kleine, düstere Zelle, groß genug, um langsam darin zu ersticken. Ein Fenster, so klein und mit so starken Eisenstäben vergittert, daß selbst am Tage das Licht nur schwer einzubringen wagt. Von draußen hört man das Geräusch des wogenden Lebens. Wagen fahren vorbei, Fußgänger drängen sich an den hohen Mauern hin, denn das Untersuchungsgefängnis liegt mitten in der großen Stadt.

Er hört das lärmen und das rollen der Fuhrwerke und sieht Licht zu sich heraufschimmern, schwach und ersterbend.

Er ist gefangen, und hinter diesen Mauern soll er seine Tage verbringen, endlose Jahre. Er wird nur als Toter hinausgebracht werden.

Und wenn man ihn begnadigen wird, dann ist er doch ein müder Greis mit kraftlosen Armen.

Er denkt an seine weite, freie Heide. An die jubelnden Lerchen, an die weidenden Schafe; und der narkotische Duft des Moorlandes umweht ihn.

Er blickt um sich. —

Enge feuchte Mauern. — Ein hartes Lager und kärgliche Nahrung. . . .

Und er setzt sich auf das eiserne Bett und denkt an das Mädchen, und wilder Groll schwellt seine Brust. Zorn und Abscheu empören sich in ihm.

Er kann die That nicht bereuen. —

Das Mädchen hätte mit sterben müssen. . . .

Wie sie ihn gehetzt haben, wie er sich im Dunkel der Wälder verkrochen hat; nicht als sei er ein Mensch, sondern ein wildes Tier! Und dann — als er gehört, daß *sie*, die er geliebt, gegen ihn sich erhoben hatte!

Seine Schuld wurde erst durch ihre Aussagen bekräftigt, und es mußte ihr Wonne bereitet haben, ihn so dem Henker überliefern zu können. Es schüttelt ihn, wenn er daran denkt, wie sie ihn verraten.

Und nun die jahrelange, grauenvolle Buße für seine Rache! . . .

Er steht auf und blickt aus dem kleinen Fensterloche.

Da drunten ist die Freiheit, das Leben, — hier ewige Gefangenschaft und Tod!

Er rüttelt an den Eisenstäben, aber sie spotten seiner Kraft.

Und gebrochen sinkt er zusammen. —

Dann reißt er mit vieler Mühe die Decke seines Lagers in Streifen und knüpft sie sorgsam zusammen Seine Hände zittern ein wenig, aber er zwingt sich zur Ruhe. . . .

Und eifrig arbeitet er an seinem Werke, die Streifen fest zusammendrehend, daß sie nicht zerreißen können. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als man am grauen Morgen in seine Zelle tritt, um ihn zur Arbeit zu holen, finden sie ihn tot.

Er hat sich erhängt. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Raben krächzen um das einsame Heidehaus, und an dem Fenster sitzt ein bleiches Mädchen und starrt in das schlafende Moor hinaus — und schrickt zusammen, jedesmal wenn die schwarzen Totenvögel ihren krächzenden Schrei ausstoßen.

Sie blickt glanzlosen Auges in die Ferne, wo sich

die Heide in dem grau der Wolken allmählich verliert. —

Heute ist die Nachricht hierher gedrungen, daß er sich erhängt hat im Kerker. . . .

Sie schauert zusammen und blickt reglos hinaus in das feuchte braune Heideland. . .

Und die dampfende Heide schläft weiter. — —

Die Raben krächzen . . . und langsam schieben sich graue trübe Regenwolken über das sumpfige Moor. . . .

Ein Bekenntnis

Warum hat Any Ottwyl eigentlich nicht geheiratet? — fragte der Ingenieur und sah sich fragend in dem kleinen Kreise um, der an dem Wirtstische zusammengewürfelt war.

Der Doktor zuckte leicht mit den Achseln, der alte Pfarrer nahm bedächtig einen Schluck Wein, und schaute dann gen Himmel. . . .

Ich wußte nicht, wer Any Ottwyl war, und sah zu Gustav Merklin hinüber, der wie geistesabwesend auf das rot und weiß gewürfelte Tischtuch starrte.

— Irgend einen Grund muß sie doch gehabt haben, fuhr der Ingenieur sinnend fort. — Ein Mädchen, hübsch, jung, gescheit und — reich. Und dabei hat sie alle abgewiesen. — Entsinnen Sie sich noch des jungen deutschen Doktors, der sich in unseren Bergen wieder kräftigen

wollte? Man sah ihn täglich mit Fräulein Any. Endlich schien der Rechte gekommen zu sein. — Eines Tages aber packte er seine Koffer und reiste ab. Ich sehe ihn noch, wie er in den Wagen stieg, bleicher als zuvor. . . . Gesunder ist er nicht von uns weggegangen. Er wird sich auch einen Korb geholt haben. — Na ja! — Weshalb soll ich es verschweigen? . . . Mir ist es nicht besser ergangen. Ich habe mal geglaubt, Any Ottwyl sehe mich gern, und da hielt ich um sie an, und mit den schönsten Versicherungen aufrichtiger Freundschaft erhielt ich wie alle anderen ein Nein! — Ich wollte den Grund wissen. Sie konnte mir keinen angeben. Sie bat mich, nicht in sie zu dringen. . . . Sie hege die herzlichste Freundschaft für mich, . . . aber sie könne mich nicht lieben. . . . Vielleicht könne sie überhaupt nicht lieben, wolle sich auch gar nicht verheiraten. — Sie wolle bei ihrer Mutter bleiben. —

— Jaja, nickte der Doktor und strich sich mit der fettigen Hand vorsichtig über das arg gelichtete Haar. . . . Es war ein seltsames Mädchen. Wie gern hätte ihre Mutter gesehen, daß sie sich verheiratete. Aber nein! — Sie lachte uns alle aus. Als dann die Jahre vergingen

und sie vierundzwanzig war, behauptete sie immer noch, sie sei zu jung zum heiraten. Da hat es einmal eine heftige Scene gegeben, aber von ihrem Entschlusse war sie nicht abzubringen. Dann fing sie an, die Schule einzurichten . . . sie wollte etwas thun, und welch einen Segen hat sie nicht durch ihre Wirksamkeit überall verbreitet.

— Davon habe eigentlich nur ich den rechten Begriff, nahm der Pfarrer das Wort. Nur war sie mir, der ich gewiß nicht so engherzig bin, doch als Frau zu freigeistig. — Sie ist viel, viel zu früh für uns alle gestorben. Erst sechsunddreißig alt. — Und nun sind bald vierzehn Tage darüber hingegangen. . . . Ich habe sie gekannt schon als ganz kleines Mädchen von sieben Jahren. Es war ein reizendes Kind. — Ich habe mir oft genug den Kopf zerbrochen, weshalb sie nicht geheiratet hat. Es hätte eine prächtige Frau werden müssen. . . .

Gustav Merklin schwieg noch immer.

Er selbst war es gewesen, der von seiner Schwägerin zu sprechen begonnen hatte; denn das war Any Ottwyl gewesen, wie mir der Doktor auf meine Frage zugeflüstert, und wie ich schon nach den ersten Worten mir gedacht

hatte, da ich wußte, daß dem Freunde kürzlich eine nahe Verwandte gestorben war. —

Wir hatten uns zufällig in dem kleinen Schweizer Städtchen getroffen und wollten nun ein paar Tage zusammenbleiben.

Er war recht alt geworden. Sein Haar wurde schon grau, und er war mit den Jahren still geworden, sehr still, — er, der in der Jugend stets einer der lebhaftesten gewesen war. —

Das Gespräch über Any Ottwyl nahm ein Ende. — Es war erst zehn Uhr vorbei, als Gustav sich erhob. Man wollte ihn noch nicht gehen lassen. Allein er erklärte, sich nicht ganz wohl zu befinden, und wir brachen auf. —

Die Nacht war wundersam weich und warm. Ein leichter flüsternder Wind raschelte leise in den hängenden Zweigen der schlafenden Bäume, und ein frischer Nebelhauch strich vom See herauf.

— Bist du sehr müde? fragte mich Gustav.

— Keineswegs. — Ich wunderte mich, daß du schon aufbrechen wolltest.

— So laß uns noch einen Spaziergang am See

machen. Es wird mir gut thun, denn mir ist sehr dumpf und schwer im Kopfe. . . .

Wir schritten durch das kleine stille Dorf, zwischen den die niederen Häuser umgebenden Gärten hin.

Kein Laut regte sich, kein Lichtschimmer drang mehr aus den Fenstern. Alles lag schon in tiefem Schlafe.

Wir stiegen den leichten Wiesenhang zum See hinunter und schlugen den schmalen Weg ein, der hart am Wasser hin um den See führte. —

Der Himmel war tiefblau und sternenklar, und all die tausend Lichtpunkte spiegelten sich deutlich in der dunklen Tiefe wieder. Zuweilen zitterte ein leises kräuseln wie ein leichtes nervöses frösteln über die glatte Wasserfläche, daß die Tupfen der Sternbilder ineinander rannen, und nun ein breiter Lichtschimmer über den schmalen Kämmen der kleinen Wellchen zu liegen schien.

Dann wieder zeichneten sich die Berge mit ihren gigantischen Schatten scharf im See ab, schwarz und gewaltig; und zwischen den Bergen hing die ruhige Scheibe des vollen Mondes, an dem zuweilen eine feine, durchsichtig weiße Wolke vorüberschwebte, daß sich ihre nebelhaften Ränder regenbogenfarbig umsäumten.

Traumhaft lag es über dem Thalkessel. An den näher liegenden Hängen zogen sich weiße Schleier leicht brauenden Nebels hin, vom See aufsteigend und im Mondlichte wieder zerfließend. —

Schweigend gingen wir neben einander. Ich dachte an Any Ottwyl und suchte vergeblich mir ein Bild von ihr zu machen. Wenn sie wirklich so schön und lebenslustig gewesen, — weshalb war sie dann einsam gestorben? . . . Unglückliche Liebe konnte nach dem, was ich von ihr gehört hatte, nicht gut schuld daran sein.

Auch Gustav Merklin schien nachzusinnen.

Plötzlich wandte er sich zu mir, legte den Arm in den meinen, und stehen bleibend, während er mich fest ansah, sagte er ernst und ruhig:

— Willst du mich einmal anhören? — Ich habe dir eine Geschichte zu erzählen, — eine Geschichte, die ich schon lange mit mir herumtrage, und von der niemand etwas weiß, außer einer, die jetzt tot ist. — Vielleicht wird es besser, wenn ich sie jemandem erzähle. Gerade in der letzten Zeit hat es sehr schwer auf mir gelegen. Ich muß mir diese Last vom Herzen wälzen. — Du weißt ja, ich bin sonst kein Grübler. Ich fürchte mich

auch nicht vor vergangenen Dingen und lege an die Handlungen der Menschen nicht den Maßstab der Schuld im gemeinen Sinne. . . . Aber zuweilen bekommen alte, schwarze Gedanken Macht über einen, und ich bin zu alt geworden, um sie mir wegzutrinken oder wegzuscherzen. — Willst du anhören, was ich dir zu erzählen habe? — Ob du besser von mir denken wirst, weiß ich nicht, . . . aber vielleicht findest auch du die Entschuldigung, die ich selbst gefunden habe, in mir selbst. — Willst du? —

Ich nickte mit dem Kopfe, und Gustav Merklin begann zu erzählen:

— Zwanzig Jahre sind nun darüber hingegangen. Du weißt, ich nahm das Leben nicht allzu ernst. Ich that meine Pflicht und suchte der Welt die besten Seiten abzugewinnen. Das wurde anders, als ich meine Examina hinter mir hatte und — es war in München — ein junges Mädchen kennen lernte, das mich derart zu fesseln wußte, daß ich all meine Absichten eines fröhlichen Junggesellenlebens über Bord warf. . . . Ich liebte Grete Ottwyl, wie ich sie noch jetzt liebe. — Wir sind sehr glücklich miteinander geworden, — ganz glücklich. Unsere Kinder sind unser Stolz und unsere Freude — und so

ist eben alles zusammen gekommen, um mich jenes Ereignis vergessen zu lassen, das beinah all mein Glück zerstört hätte. . . .

Ich hatte Grete Ottwyl bei ihren Verwandten kennen gelernt. Drei Monate fast war ich unschlüssig, dann kam die Erklärung, ohne daß ich selbst recht weiß: wie. — Grete, die damals einundzwanzig war, — ich war um vier Jahre älter, — wollte alles von dem Spruche der Mutter abhängig machen; und so entschloß ich mich eines Tages, meiner zukünftigen Frau Mutter in der Schweiz einen Besuch abzustatten.

Ich kam an und wurde auf das herzlichste empfangen. Die alte Frau gefiel mir eben so gut, wie ich ihr zu gefallen schien. —

Ich hatte im Gasthause absteigen wollen, allein dem widersetzte sich Frau Ottwyl ganz energisch.

Meine Einwände wurden rundweg abgeschlagen, und ich mußte als Gast in das Haus kommen. Wir wollten uns ja kennen lernen. Im Wirtshaus würde ich es so wie so keine drei Tage aushalten. —

Das Häuschen stößt dicht an den See. Du siehst es dort auf der Landzunge liegen. Man übersieht von der

Terrasse aus die ganze Gebirgskette. Die wunderbare Schönheit der Gegend kommt dort voll zur Geltung — und ich, der ich von der Schweiz noch so gut wie nichts kannte, war entzückt und stand voll und ganz unter dem Zauber dieser Naturschönheiten.

Mein Besuch war vorläufig auf vierzehn Tage festgesetzt. Früher wollte man mich nicht fortlassen.

Ich hatte darauf gerechnet, spätestens nach einer Woche wieder zu entfliehen, um zu meiner Grete zurückzukommen, allein — ich blieb. . . .

Ich blieb . . . und blieb gern. —

Zu Haus bei der Mutter war Grete's um drei Jahre jüngere Schwester, Any.

Ich fand Grete in ihr wieder, im Glanze ihrer Augen, in dem lichten Schimmer des Haares, in den feinen geschmeidigen Bewegungen, mit denen sie durch den Garten schlüpfte, in dieser seltsam frauenhaften Zurückhaltung, die sie zu Zeiten überkam.

Und doch war sie eine ganz andere. Ein tolles, ausgelassenes Kind, das hineinjubelte in die Welt, das seine Haare im Winde flattern ließ, und im Übermute aufjauchzte wie eine Bacchantin. —

Grete war immer so still, ernst und gesetzt. Eine frauenhafte Scheu und Zurückhaltung lag über all ihrem Thun.

Auch bei Any brach diese Scheu zuweilen durch, wie ein Rückschlag zu ihrer schrankenlosen Ausgelassenheit. —

Vor dem kleinen, aus zwei Stockwerken bestehenden Hause befindet sich ein kleiner Zier- und Blumengarten, an den sich dann eine Wiese und ein Obstgarten schließt, der sich an einem Hange bis hinab zum Seespiegel zieht.

Zur Bewachung des Hauses hatten die beiden Frauen, die mit ihrem Hausmädchen allein waren, eine große Dogge, ein Tier, das erst nach einigen Tagen Freundschaft mit mir schloß, nachdem es mich lange mißtrauisch umschnobert hatte.

Any hatte den Hund Tell getauft, und es gab für sie kein größeres Vergnügen, als sich mit ihm im Garten unter den Obstbäumen herumzuhetzen.

Jetzt, wo ich da war, mußte ich seine Stelle teilweise vertreten. Ohne gefragt zu werden, mußte ich mit Any haschen oder Ballfangen spielen.

Was sollten wir auch viel beginnen in dem kleinen stillen Städtchen? . . . Wir tollten im Garten umher

wie die Kinder, machten lange Spaziergänge am See, oder auch kleinere Partieen in die Umgegend, von Tell begleitet, oder wir fuhren hinaus auf den See. . . .

Zauberhaft schweigsame Kahnfahrten in der Dämmerung. Von den Bergen senken sich die schwarzen Schleier der Nacht herab. Die Sternpunkte werden immer heller. Und ringsum totenhaftes schweigen. Zuweilen klingt aus dem Dunkel vom Ufer her der leise Gesang eines halbverschlafenen Vogels oder der verhallende Ton einer rufenden Menschenstimme.

Sonst ist nur das murmelnde rauschen der Wellen um das Boot und das leise klatschen der sich in das Wasser tauchenden Ruder hörbar. . . .

Dann zog ich die Ruder ein und ließ uns treiben.

Any saß am Steuer und blickte hinaus über den See, traumverloren. . . . Keiner sprach ein Wort. —

Ich mußte zu ihr hinüberschauen, deren Umrisse in der Dunkelheit fast verschwammen; und ich fühlte, wie ich dem Zauber unterlag, den sie auf mich ausübte, vor allem in diesen Dämmerstunden, in denen meine Sinne wie von einem Schleier umhüllt schienen.

Nie war ich mit Grete so allein gewesen. Mit Any

war ich stundenlang, — halbe Tage lang ganz allein. Ich fand in ihr das Wesen der Schwester wieder — und fand noch mehr, weit mehr in ihr.

Und ich fing an, nachzugrübeln.

War Grete nicht doch vielleicht zu ernst für mich? Paßte nicht Any, mit ihrer Lebhaftigkeit, besser zu mir? . . . Ich legte mir diese Frage immer aufs neue vor, um mich stets mit den schlagendsten Gründen zu widerlegen.

Ich liebte Grete, aber ich vermochte es nicht, mich dem Zauber, den Any's Wesen auf mich übte, zu entziehen. — —

Ich war nun bald vierzehn Tage dort und dachte nicht daran, fortzugehen. Täglich schrieb ich an Grete. Ich sehnte mich nach ihr. Allein der Reiz der Gegenwart war mächtiger. —

Eines Tages bemerkte ich, daß sich Any's Benehmen mir gegenüber änderte. Sie wurde zurückhaltender und wich mir aus. Wie etwas selbstverständliches hatten wir uns vom ersten Tage an geduzt.

Jetzt kamen Augenblicke, wo sie mit dem Du zu stocken

schien. Sie lief nicht mehr wie ein übermütiges Kind davon, und rief mir zu, sie einzuholen.

Die anfängliche Unbefangenheit, die zwischen uns geherrscht hatte, verflüchtigte sich mehr und mehr.

Wenn sie mir jetzt die Hand gab, glaubte ich zuweilen ein leises Zucken in ihren schlanken Fingern zu spüren.

Sie wurde unruhig und nervös unzufrieden. Zuweilen war ihr trotz des besten Willens nichts recht zu machen. Sie wurde launisch und eigenwillig.

Einmal, als wir von Grete sprachen, zu der sie sonst wie zu einem Ideal aufgeschaut hatte, warf sie ein paar bitterscharfe Bemerkungen über die ältere Schwester hin, die mich so empörten, daß ich es ihr heftig verwies. Sie fing an zu weinen, ohne daß ich wußte, weshalb. Ich verstand sie nicht mehr.

In meiner Blindheit übersah ich das naheliegendste. —

Die etwas kränkelnde Mutter mit dem Hausmädchen schliefen drunten.

Any hatte ihre Zimmer über dem der Mutter.

Auch mein Zimmer lag im ersten Stock. Man hatte es nicht für nötig gefunden, eine Änderung eintreten zu lassen. —

Es war am dritten oder vierten Tage gewesen, als ich, weil wir an dem Morgen Freundschaft geschlossen hatten, Any zur guten Nacht küßte, wie ich das von meiner Schwester her gewöhnt war.

Seitdem war es zwischen uns ein berechtigtes, stillschweigendes Übereinkommen gewesen.

Mit einmal hörte das auf. Any wußte stets eine Gelegenheit zu finden, damit wir nicht zusammen hinaufgingen. Sie wich mir aus, sie, die vorher ohne Zieren mich geküßt hatte.

Sie entwich mir, und suchte mir mit Spott zu wehren.

Das ärgerte mich, und wir standen eine kurze Zeit auf etwas gespanntem Fuße. Wir neckten uns, um den kleinen Ärger auf beiden Seiten zu verbergen. —

Eines Tages fand ich sie im Garten dicht am See auf einer kleinen vorspringenden Insel einsam sitzen, wo unter dichtem Ligustergebüsch eine Bank verborgen war.

Ein Buch lag aufgeschlagen in ihrem Schoße. Sie las nicht darin. Ihre Blicke schweiften über den See, als suchten sie ein unerreichbares Ziel in der Ferne.

Ich blieb stehn und betrachtete sie. Sie regte sich nicht. Zuweilen zuckte es um ihre Lippen, und sie fuhr

sich mit der Hand über das Gesicht, über Stirn und Augen, langsam schläfrig.

Ich wagte nicht, sie in ihrer Träumerei zu stören und schlich leise wieder fort, aber ich vergaß das Bild nicht. —

Sie war wie verwandelt. Das übermütige Kind war verschwunden. Der Ausdruck ihres Gesichtes war ein ernster und strenger geworden.

Sie schien gewachsen und stärker geworden zu sein. Wie über Nacht war das gekommen. In all ihren Bewegungen war sie jetzt voll und abgerundet, so sicher und selbstbewußt.

Der Mutter schien diese Veränderung völlig zu entgehen. Sie war sorglos in ihrem Vertrauen; war ich selbst es doch auch nur allzusehr.

Zwei Tage später fand ich bei der Rückkunft von einem Morgenspaziergang Any auf meinem Zimmer, das das Hausmädchen nie betrat. Any oder die Mutter besorgten alles, — die erste Pflicht der Gastfreundschaft hierzulande.

Die Morgensonne schien lachend in die geöffneten Fenster, durch die Blumenstöcke in das kleine schmucke

Zimmer. Die Thür stand halboffen. — Die Laufteppiche dämpften meine Schritte. . . .

Any saß vor dem Tische, auf dem mein und Grete's Bilder standen. Das Staubtuch war zur Erde gefallen, es lag neben ihrem Stuhle.

Sie saß vor dem Tische, hatte die Arme auf den Tisch gelegt, das Gesicht auf die Hände gepreßt, und ich hörte deutlich, wie sie schluchzte.

Sie hob den Kopf etwas, fuhr sich über die Augen und weinte dann weiter.

Vorsichtig trat ich in das Zimmer ein.

Sie regte sich nicht, bis ich hinter ihr stand.

Ich legte ihr leise die Hand auf die Schulter. Sie schrak zusammen und starrte mich entsetzt an.

— Any, sagte ich, du weinst. . . . Aber Kind, was ist denn? Was giebt es denn zu weinen? — Darf ich es nicht wissen. . . .

Sie blieb noch immer sitzen und starrte vor sich hin.

— Bin ich dein Freund nicht mehr, Any, daß du mir etwas verheimlichst? —

Sie stand auf und fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Augen.

— Es ist nichts. — Laß mich! sagte sie.

— Nein, Any, du hast etwas. Bitte sag mir, was dir fehlt. —

Sie schüttelte traurig mit dem Kopfe und wollte fort.

Allein ich ließ sie nicht. Ich bat sie mit den innigsten Worten, mir ihr Leid zu vertrauen.

Ich hatte sie bei den Armen gefaßt und hielt sie fest.

Sie wollte sich losringen, allein ich ließ sie nicht, bis sie plötzlich in haltloses schluchzen ausbrach und an meiner Brust lag.

Ich hob ihr Gesicht zu mir empor und küßte ihr die Thränen von den Augen.

Sie drängte sich an mich, und ihre Finger krampften sich in meine Kleider, während ich sie küßte, nicht mehr die Augen allein, die Wangen, die Lippen, den Hals.

Ich fühlte dieses bebende junge Mädchen in meinen Armen, und es kam wie ein unsinniger Taumel über mich. Ich faßte sie fest und fester und küßte sie, die sich vergebens wehrte, mit jener Haltlosigkeit, die uns zuweilen wie eine plötzliche Trunkenheit überkommt.

Sie stemmte sich gegen mich, sie suchte mir ihr Gesicht zu entziehen. Ich küßte sie, wohin meine Lippen trafen,

ohne zu wissen, was ich that, bis sie sich an mir herab gleiten ließ und so meinen Armen entschlüpfte. . . .

Ich wartete, daß sie wiederkommen sollte.

Mein Zimmer war erst halb aufgeräumt. Alles lag noch umher. — Ich setzte mich an das Fenster und wartete.

Sie kam nicht. — Ich wollte sie um Verzeihung bitten. Ich hatte ja nicht gewußt, was ich gethan. Ich war meiner im Augenblicke nicht mehr Herr gewesen.

Und sie selbst — hatte sie sich denn nicht in meinen Armen fast hingegeben, sich an mich geschmiegt, daß ich mich nicht mehr halten konnte. . . .

Ich wartete zwei Stunden, allein sie kam nicht. Ich suchte sie im Garten, im Hause . . . sie war nicht zu finden.

Erst bei Tisch trat sie mir wieder entgegen. —

Sie war sehr bleich, und man sah es ihren Augen an, daß sie geweint hatte.

Die Mutter merkte nichts. —

Nur als Any kaum etwas aß, fragte sie.

Sie sei nicht ganz wohl. — Sie zitterte ein wenig und wich meinen Blicken aus.

Wenn ich sie anredete, antwortete sie ruhig, aber von selbst sagte sie nichts. — —

Und nun begann zwischen uns beiden eine Jagd, eine fortwährende Nachstellung. Ich wollte ihr eine Erklärung geben, sie um Entschuldigung bitten, um jene Scene zu verwischen, die in meinem Gedächtnis wie ein todeswürdiger Frevel brannte. —

Sie floh vor mir. Es war unmöglich, sie auch nur einen Augenblick allein zu treffen. Jede nur erdenkliche List wandte sie an, um mir zu entgehen.

Es war eine atemlose Hetzjagd, die uns beiden das Blut schneller durch die Adern trieb, ein jagen und fliehen, das uns nicht zur Ruhe kommen ließ.

Die Angst stand in ihren Augen, die Angst, als solle jene Scene sich erneuern.

Und ich wollte doch nichts, als ihre Verzeihung erflehen. . . . Es war unmöglich. —

Der Tag verstrich, ohne daß ich auch nur ein Wort über den Vorfall des Morgens hatte sagen können.

Der Abend brach herein. Sie schützte Kopfweh vor und wich nicht aus der Nähe der Mutter. Als diese das Zimmer verließ, flüchtete auch sie sich.

Sie ging früh hinauf, während ich noch bleiben mußte. Auch ich folgte bald, indem ich Müdigkeit vorschützte.

Es war mäuschenstill im Hause. Als ich vorsichtig hinaufging, sah ich durch die Spalte ihrer Thür schwachen Lichtschimmer. Eine Stufe knarrte unter meinen Tritten, und das Licht erlosch sofort. — Ich klopfte leise an ihre Thür.

— Any! rief ich, Any! . . .

Nichts regte sich. — Ich fing an zu bitten.

Und dann hörte ich, wie sich vorsichtig leise der Schlüssel im Schloß drehte.

Sie schloß zum zweiten Male um. —

Ich hörte das leise rascheln ihres Kleides und glaubte ihr Atmen zu vernehmen.

Sie stand an der anderen Seite der Thür.

Ich fing an zu sprechen, leise, mehr als flüsternd. Ich wollte mich entschuldigen, und ich wußte, ich sprach sinnloses Zeug.

Ich rief sie wiederholt beim Namen.

Sie regte sich nicht. Alles blieb mäuschenstill.

Ich bat und beschwor sie, mir zu sagen, daß sie mir vergeben habe. —

Kein Wort, nicht der geringste Laut.

Und doch wußte ich, daß sie jenseits der Thür sich befand, daß sie den Atem anhielt, um sich mir nicht zu verraten. . . .

Endlich gab ich den Versuch auf und ging in mein Zimmer hinüber. Aber ich fand keinen Schlaf.

Ich zündete die Lampe an und versuchte zu lesen. Die Buchstaben verwirrten sich vor meinen Augen, und ich schlug das Buch wieder zu. Ich sah zum Fenster hinaus. Die Nacht verlockte mich.

Flüchtig kleidete ich mich an und tastete mich in den Garten hinab. Tell, die Dogge, fuhr auf mich ein, doch sie beruhigte sich sofort wieder, als sie mich erkannte.

Ich schritt langsam im Garten auf und ab.

Vor Any's Fenster blieb ich stehen. Mir schien, als habe sich droben etwas bewegt.

Allein nur der Wiederschein des Mondes spiegelte sich in den Scheiben.

Ich starrte lange zu dem Fenster empor. Dann ging

ich zum See hinunter, von der Dogge gefolgt, als wolle sie mich bewachen.

Die Nacht war schwül, wie gewitterschwanger.

Der betäubende Sommerduft der blühenden Bäume strich durch die Nacht.

Ich war wie im Fieber. . . .

Nur vom See her wehte es kühl herauf.

Sein stilles dunkles Wasser, auf dem der breite Schein des Mondes so besänftigend lag, lockte mich. Ich warf die Kleider ab und schwamm weit hinaus in den See, bis meine Kräfte zu ermatten drohten, und ich dem Ufer wieder zustreben mußte.

Das Bad hatte mich erfrischt und mein fieberheißes Blut abgekühlt, daß ich bald und fest einschlief. —

Am folgenden Morgen fing das Hetzen von neuem an. Wie ein armes, vom Jäger verfolgtes Reh flüchtete Any vor mir. . . .

Am Nachmittag traf ich sie im Garten. Die Mutter schlief. Rings war alles still.

Die Sonne zitterte über den narkotisch duftenden Kräutern der Wiese. Nur die Insekten summten durch die dicke, schwüle, trockene Luft; und hie und da taumelte

ein Schmetterling von Blume zu Blume, wie trunken vom Sonnenlichte.

Ich traf Any im Garten, wo man nichts mehr vom Hause sah, — dort, wo sie jüngst auf der versteckten Bank sich ihren Träumen hingegeben hatte.

Sie wollte mir entfliehen, allein ich war schneller als sie, und wie in früherer Zeit beim haschen, eilte ich hinter ihr her und holte sie ein.

Als ich sie am Arm hielt, rief sie plötzlich: Tell! — Tell! . . .

Ich hatte sie mit beiden Armen gefaßt, daß sie sich nicht losringen konnte.

Als sie nach dem Hunde rief, ließ ich sie etwas los und sagte:

— Wozu rufst du den Hund? —

Ich mußte lachen über ihre sinnlose Furcht.

Sie hob den Kopf zu mir, ohne mehr einen Versuch zu machen, sich zu befreien, und fing an zu lachen.

Ich hielt sie vor mir, daß ihr Gesicht fast an meiner Schulter lag und meine beiden Arme sie umfingen. Sie blickte zu mir auf, während ihr Kopf sich nach hinten bog, als wolle sie ihr Gesicht von dem meinen entfernen

Ich blickte ihr lachend in die Augen.

— Du fürchtest dich wirklich vor mir? . .

Sie blickte mich an und lachte, während ihre Augen mich flohen.

— Nicht im geringsten!

— Warum fliehst du denn vor mir?

— Weil . . . weil . . .

Ich beugte mich etwas über sie, und sie legte sich zurück, daß sie in meinem rechten Arm hing, ihr ganzer Körper an den meinen hingegossen.

In ihrem Gesichte mischte sich Lachen und Furcht. Ein seltsames Feuer flackerte in den Augen. Die Pupille zuckte ein wenig. Und ich schaute nur immer in die Tiefe dieser grauen Augen.

Ich hatte vergessen, was ich ihr sagen wollte, ich fühlte jetzt nur den betäubenden Wiesenduft uns umwehen, ich hörte das summen der Insekten, fühlte den Pulsschlag ihres Blutes, diese auf mich überströmende Wärme, und ich zog sie fester an mich.

Sie hatte die Augen fest geschlossen, es sah aus, als ob sie mich verschmitzt anlächele.

Ihre frischen, vollen roten Lippen waren halb geöffnet,

daß man die kleinen scharfen Zähne deutlich sah. — Ich fing an, sie zu zählen.

Und plötzlich beugte ich mich nieder, und mein Mund hatte diese geöffneten Lippen gefunden, daß die Zähne aneinander klirrten.

Ihr Leib bäumte sich in meinen Armen, aber mein Mund ließ den ihren nicht in einem wahnsinnigen, endlosen Kusse.

Ich hielt ihren Arm fest, daß sie sich nicht befreien konnte, und wieder küßte ich sie, wie am Morgen zuvor so sinnlos.

Es war eine Raserei, wie ich sie an mir selbst noch nicht gekannt hatte.

Ich fühlte den ungestümen Gegendruck ihrer Lippen, wie ihr Leib sich mir zu entringen suchte, und sich doch anschmiegte, als gehöre er mir.

Sie brach in den Knieen zusammen, und fast wäre ich mit ihr zu Boden gestürzt.

Ihre Augen waren geschlossen, die Lippen halb geöffnet.

Als sie ins wanken kam, schien sie wieder zu sich zu kommen.

Ehe ich es hindern konnte, stemmte sie mich zurück,

und mit der geballten kleinen Faust mich ins Gesicht schlagend, entrang sie sich mir, und mitten durch das Gebüsch eilte sie dem Hause zu, ehe ich recht wußte, wie das alles gekommen war. —

Ich hatte sie um Verzeihung bitten wollen, und jetzt standen die Dinge schlimmer als zuvor.

In meinem Blute lag eine nicht zu bezähmende Gier, diesen jungen Mädchenleib an mich zu ziehen, an mich zu pressen, und sollte ich tausendmal darüber zu Grunde gehen.

Sie hatte mir nicht wehe gethan, als sie mich geschlagen, aber ich war ärgerlich geworden, daß sie mir widerstand. Ich wollte ihren Eigenwillen brechen. . . .

Und jetzt verfolgte ich sie wirklich. —

Sie war für mich die verbotene Frucht geworden.

Ich dachte mir nicht viel dabei. Ich vergaß keinen Augenblick, daß es die Schwester meiner Braut war, aber diese, wie ich mir sagte, kindliche Prüderie, dieser erwachende Trotz reizte mich, ihn zu brechen.

Mir schien es ein harmloses Spiel, das die Nerven erregte, ein Spiel ohne jede Gefahr, — unter den Augen der Mutter. . . .

Seit sie sich meinen Küssen entzog, war mir jeder Kuß ein Reiz, nach dem meine Sinne begehrten.

Ich suchte sie zu haschen, sie zu umfassen — wenn ich sie im Garten traf . . . im Hause . . . wenn die Mutter einen Augenblick das Zimmer verließ. Ich traf sie auf der Treppe, und ich küßte sie trotz all ihres sträubens.

Ich wußte ja, daß sie gleichsam in meiner Gewalt war. Es war ein stillschweigendes ringen, lautlos, mit keuchendem Atem, ein fortwährendes versteckenspielen und überrumpeln.

Ich sah, wie es Any erregte, und in ihrer fieberhaften Aufregung schien sie mir schöner als je. Sie wurde für für mich begehrenswert.

Es war wie ein fortwährender Rausch, den man vor jedem Auge verheimlichen muß, und der ausbricht, wenn niemand in der Nähe ist, der uns beobachten kann.

Es gab Stunden, wo ich Grete völlig vergessen hatte, wo ich nur an Any dachte. — —

Die beiden Schwestern waren mir fast eins geworden, und die Zuneigung für Grete übertrug ich auf die jüngere.

Wie es in Any's Innerem aussah, daran dachte ich

nicht. Damals hatte ich keine Ahnung davon. Ich machte mir auch keine Gedanken darüber.

Es war für mich ein aufregendes, lustiges Spiel eine Abwechslung in dem einförmigen Leben, das ich nun schon bald drei Wochen lang führte. —

Jetzt kann ich mir denken, was das arme Mädchen gelitten haben mag, — allzu spät erkannte ich es.

Damals hatte ich kein Gefühl dafür. — —

Meine Zeit ging zu Ende. Ich mußte nach München zurück. Allein zuvor hatte ich noch eine kleine Reise zu unternehmen.

In drei Tagen wollte ich zurück sein und dann am folgenden Tage die Schweiz verlassen. —

Über Any war eine peinigende Unruhe gekommen.

Sie selbst gab die Veranlassung zu jenem versteckten ringen, das zwischen uns beiden stattfand.

Sie forderte mich geradezu heraus, obgleich ich das Spiel nun zu Ende sein lassen wollte.

Es schien, als ob dieses aufregende Hetzen ein Lebensbedürfnis für sie geworden sei.

Als ich fortging, war sie sehr erregt. Sollte ich doch nur mehr einen Tag bei meiner Rückkehr bei ihnen bleiben.

Ich nahm sehr ruhigen Abschied.

Als ich Any küßte, glaubte ich, sie würde zusammenbrechen, so erschauerte sie. — —

Ich kam mit meiner Angelegenheit schneller zu Ende, als ich dachte. Der rasche Abschluß war gut gefeiert worden, und ich war nicht ganz nüchtern geblieben.

Ich suchte schnell zurückzukommen. Spät in der Nacht langte ich vor dem kleinen Häuschen an.

Alles lag schon im tiefsten Schlafe, selbst der Hund regte sich nicht. —

Es war eine stille Nacht wie die heutige. Der See lag so ruhig und eben da, wie jetzt. —

Wie friedlich und besänftigend doch die Natur ist. In ihr allein finden wir Ruhe für alles, was uns einmal geängstigt hat, in ihr so sehr wie an dem Herzen eines geliebten Weibes. . . .

Komm, laß uns hier Platz nehmen. Es ist so schön hier. . . .

Wie sich die Sterne in den dunklen Wassern wiederspiegeln, ein Bild des menschlichen Lebens.

Wer weiß, was alles unter diesen Wassern verborgen

liegt. Wer weiß, welches Leid oft in der Seele des Menschen ruht. —

Wir ließen uns auf die Bank nieder, die auf einer in den See vorspringenden felsigen Halbinsel gelegen war.

Alte breitästige Bäume wölbten ihre dichten Zweige über uns, durch deren Geblatt die Sterne schimmerten.

Eine kleine weiße Wolke zog an der vollen Scheibe des Mondes vorüber.

Die kleinen Strandwellen des im Mondlichte schlafenden Sees murrten an das kiesige Ufer, zitternde Silberstreifen auf dem feinen Gestein bildend.

In der Nähe raschelte im Busche ein verschlafener Vogel. Ein kalter Lufthauch wie ein zitterndes frösteln strich über die Seefläche.

Dann verfiel die Natur wieder in schweigen. —

Und ich sah jene Scenen, die mir der Freund weiter schilderte, sich vor meinen Augen abspielen. Aber ich sah mehr als er. Ich durchlebte sie mit dem jungen Mädchen.

Wie allmählich die Liebe in ihr erwachte, das Blut aus dem jungfräulichen Schlafe aufgerüttelt wurde.

Was ihm nur Spiel war für sie lebenswahre Angst, jenes sehnende zittern, die hingebende Flucht vor der Gewalt des Mannes.

Was mußte sie empfunden haben bei seinen Küssen, bei seinen Verfolgungen; wie mußten ihre Nächte gewesen sein, wo sie ihn Wand an Wand neben sich wußte, ihn den sie liebte. . . .

Er selbst hatte in ihre Liebe das Gift der Sinnlichkeit geflößt, er hatte die Begierde wach geküßt.

Und dabei die Heimlichkeit vor der Mutter, die Gefahr, der stete Gedanke, daß er der Schwester gehörte.

Wie es dem Gaste gegenüber Sitte war, mußte sie für sein Zimmer sorgen. Es war nicht möglich, daß sie es dem Mädchen überließ.

Dieses gesunde Kind der Natur, machtlos all diesen verführerischen Einflüssen gegenüber.

Und er begriff es nicht. Er trieb das Spiel, wie er es nannte, weiter.

Er brachte ihr Blut zum sieden, die keinen Halt fand, die alles stumm mit sich selbst auskämpfen mußte.

Was für Gedanken mochten sie überschlichen haben, wenn sie in seinem Zimmer seine Sachen aufräumte.

Diese brutale Intimität, in die sie hineingezwungen wurde, eine Intimität, die sonst jedem jungen Mädchen fern gehalten wird, und die ihr hier von der Sitte der Gastfreundschaft wie eine brennende Qual auferlegt wurde.

Wie sollte sie diesem ersten Sturme der Sinnlichkeit widerstehen!

Und als er für die kurze Zeit fortging, wie mochte es da mit ihren Gedanken gewesen sein! . . .

Wenn er zurückkehrte, dann sah sie ihn zum letzten Male. Es gab keine Hoffnung für sie.

Er gehörte der Schwester. Sie konnte doch nicht mit der Schwester um ihn ringen, die mit ihm verlobt war. Und sie mußte schweigend dulden.

Wie mochte sie ihre Nächte durchweint und durchwacht haben.

Und jene Nächte, da er nicht mehr mit unter dem Dache schlief! — Bis dahin war das Angstgefühl nicht von ihr gewichen. Jetzt kam das Gefühl der Einsamkeit über sie, das Bewußtsein der Trostlosigkeit ihres künftigen Lebens, wenn er erst ganz fort war.

Die Furcht der Einsamkeit mußte sie überkommen

haben. Es hatte sie nicht mehr in den Kissen geduldet in jener Nacht, von der er mir jetzt erzählte.

Sie war aufgesprungen von ihrem Lager, und hatte sich hinüber geschlichen in sein Zimmer, um noch einmal sein Bild zu sehen, sein Bild, das dort neben dem der Schwester stand, die sie so haßte, wie sie ihn liebte.

Wie oft mochte sie das Bild schon geküßt haben. Ihn durfte sie nicht küssen, sich nicht von ihm küssen lassen — denn er gehörte der Schwester.

Sie war hinübergehuscht in sein Zimmer, zitternd und fröstelnd. Er war ja weit fort. —

Es hatte ihr keine Ruhe gelassen. Sie gehorchte wie unter einem Zwange. Zum erstenmale war das Glück über sie gekommen, ein Glück, das sie morgen für immer verlieren sollte. All die Träume und Hoffnungen eines jungen sehnsüchtigen Mädchenherzens sollte sie nun begraben, und die Angst einer liebeleeren Zukunft hatte sie erfaßt und aufgetrieben, ohne daß sie ein Bewußtsein hatte, was sie that. —

Das alles ging mir durch den Sinn, während er neben mir saß und hinausstarrte auf den regungslosen

Seespiegel, und nach einer kurzen Pause langsam fortfuhr zu erzählen. — — — — — — — — — — — — — —

— Die Nacht war still und friedlich wie die heutige. Vorsichtig tappte ich durch den Garten, leise schloß ich die Thür auf und tastete mich die Treppe hinauf. Das Geländer knarrte einmal laut unter meiner nach einer Stütze suchenden Hand.

Ich blieb stehen und lauschte, aber nichts regte sich. —

Und vorsichtig stieg ich die Treppe weiter hinauf.

Meine Thür war nur angelehnt. —

Als ich sie leise öffnete, schlug drunten im Hause die Uhr halb. Deutlich tönten die zwei Schläge herauf.

Ein feiner stechender Geruch, wie von einer herabgebrannten Kerze, erfüllte das Zimmer.

Die Fenster waren halb geöffnet. Ich machte sie ganz auf, blickte in die Mondnacht hinaus und mußte an Any denken.

Dann tastete ich nach den Zündhölzern. Ich fand sie nicht gleich.

Ich suchte in meinen Taschen. Auch da nichts. —

Der Mond schien hell ins Zimmer.

Wozu brauchte ich ein Licht? Und ich warf wie gewöhnlich im Wohnzimmer meine Kleider ab.

Aber auf der Thürschwelle zum Schlafzimmer blieb ich, erschreckend, stehen. —

Ich faßte nach meiner Stirn. Sollte ich wirklich so viel getrunken haben, daß ich zu phantasieren anfing. —

Die vier Stunden Fahrt hätten mich doch nüchtern machen müssen. —

Allein es war keine Täuschung.

Die Hände in die Kissen eingekrampft, das Gesicht hinein vergraben, lag Any dort, halb auf dem Bettrande sitzend.

Ich weiß nicht, wie mir mit einmal ward; aber das Bewußtsein von etwas entsetzlichem stieg in mir auf.

Wie kam sie hierher; was wollte sie hier? —

Und plötzlich sah ich die Vorgänge der letzten Tage in ihrem rechten Lichte, und ich erschrak vor mir selbst. —

Das hatte ich nicht gewollt, bei Gott nicht — das nicht! . . .

Ich ging auf das Lager zu, faßte die schlafende vorsichtig am Arm und rief leise: Any! —

Sie regte sich, löste ihre verschlungenen Hände und schlug langsam die Augen auf. —

Als sie mich sah, zog es wie sonnige Freude über ihr Gesicht. — Der Mond schien wie taghell in das Gemach.

Ich stand dicht vor ihr und umfaßte sie, um sie aufzurichten, während meine Hände zitterten.

Ich wollte sie hinübertragen in ihr Zimmer. Denn sie war noch im Halbtraum.

Aber sie faßte nach meinen Händen, und dann zog sie mich zu sich und schlang ihre Arme um meinen Hals und schmiegte sich an mich.

— Any, liebe Any! bat ich leise. — Komm! —

Sie hörte mich nicht, legte nur ihren Kopf an meine Schulter. Als ich sie wieder beim Namen rief, hob sie endlich ihr Gesicht zu mir empor.

Ich küßte sie vorsichtig auf die Stirn. Ein unendliches Mitleid überkam mich mit dieser rührenden Hilflosigkeit.

— Komm, Any. — Ich bringe dich zu dir hinüber. —

Statt aller Antwort suchten ihre Lippen wie im Traume die meinen. Und ich küßte diese feuchten, sehnsüchtigen

Mädchenlippen, die sich mir willenlos, in erschauernder Wonne boten.

Ich wollte mich von ihr losmachen. Dieser junge Mädchenleib mit seiner verwirrenden Blutwärme nahm mir alle Besinnung. Mir war, als ob mir der feste Boden unter den Füßen weggezogen würde.

Und ihre Lippen flüsterten meinen Namen, ihr heißer Atem stieg um mein Gesicht, und der Mund flehte: Laß mich bei dir, — ich habe dich ja so lieb!

Dann weinte sie wortlos in meinem Arme, und ich fühlte, wie auch mir sich die Kehle zuschnürte.

Um mein denken zu ersticken, preßte ich sie fester an mich, immer sinnloser. Die ganze Welt war versunken und vergessen. . . .

Vergessen im Rausche der Liebe. Sie lag hinter uns, weit — weit, wie ein verklungener Traum.

Und ich fühlte nur das pochen eines glühenden jungen Herzens, das an dem meinen ruhte, in traumseliger Hingebung. — — — — — — — — — —

Der Tag stieg regnerisch grau über den schweigenden Bergen auf, als ich Any auf meinen Armen hinübertrug in ihr Zimmer, das ich zum ersten Male betrat. —

Sie lächelte im Halbtraume mit geschlossenen Augen. —

Als ich sie in ihre Kissen bettete, hielt sie meine Hand mit ihren schmalen weißen Fingern noch lange fest.

Dann war sie fest eingeschlafen; ich löste meine Hand aus der ihren und ging zu mir hinüber. Aber es hielt mich nicht.

Ich mußte ins Freie.

Die widerstreitendsten Gedanken bestürmten mich.

Es mußte etwas geschehen!

Nach dem, was vorgefallen war, gab es nur einen Ausweg. Ich mußte Any zu meinem Weibe machen und mit Grete brechen. —

Es war Mittag, als ich endlich heimkehrte.

Ich fand die Mutter im Garten. Any war bei ihr.

Da geschah etwas, das ich nicht verstand.

Ich selbst war in furchtbarer Aufregung.

Any kam mir so ruhig entgegen, wie ich sie kaum je gesehen, und reichte mir die Stirn zum Kusse.

Und während ich sie küßte, flüsterte sie fast unhörbar: Thu, als kämest du erst jetzt zurück. — Niemand weiß etwas. . . .

Wie unter einem Zwange gehorchte ich ihr.

Sie sah bleich aus. Aber nichts in ihren Bewegungen verriet auch nur die leiseste Erregung.

Sie klagte etwas über Kopfweh und Mattigkeit, plauderte aber, wie in den ersten Tagen, da ich sie kennen lernte. Denn das Hetzen der letzten Zeit hatte keine rechte Unterhaltung mehr aufkommen lassen.

Ich konnte kaum ein Wort sprechen. Wir schienen die Rollen getauscht zu haben. —

Nach Tisch, während sich die Mutter in ihrem Sessel auf der Veranda ruhte, gingen wir hinab in den Garten, hinunter zum See. . . .

Ich wollte sie leidenschaftlich an mich ziehen. Aber sie wehrte mir, nicht ungestüm, — sondern so ruhig, daß ich sie anstarrte, als sei sie ein anderes Wesen. —

Dann fing ich an zu sprechen von meinen Plänen.

Sie lächelte bitter, und sagte dann wie nach reiflicher Überlegung, als ob auch sie schon all diese Möglichkeiten erwogen habe:

— Das geht nicht. — Es muß alles beim alten bleiben. Du fährst morgen oder — besser noch heute, ja ich bitte dich, fahre heute ab! — Ich weiß, daß du Grete liebst, — du mußt sie auch jetzt noch lieben, oder

deine Liebe ist eine Lüge gewesen. . . . Das sind thörichte Gedanken, die nicht auszuführen sind. . . . Es ist unmöglich. . . . Bedenke, daß du mit meiner Schwester verlobt bist . . . du kennst sie ja nicht, du weißt nicht, wie sehr sie dich liebt. . . . Es liegt uns wohl so im Blute. — Aber ich weiß, sie würde den Tod suchen, wenn sie deine Liebe verlöre.

— Any, ich bitte dich, ich beschwöre dich. . . .

— Nein laß das, sagte sie. Ich zähle dabei gar nicht mit. Oder doch. Glaubst du denn, ich würde es überleben? — Glaubst du das wirklich? — Den rechten Grund müßtest du doch angeben. Und siehst du, wenn du das erste Wort sagen würdest, wäre es aus. . . . Niemals! sage ich dir, niemals! Du würdest Grete unglücklich machen, und mich doch nie gewinnen, denn ich wähle den Tod, wenn du ein Wort sagst. —

Ich drang in sie, ich flehte, ich weinte fast.

Sie war unbeugsam. —

Am Nachmittage zeigte sie mir Grete's Briefe. . . . Sie hatte nur zu recht. Diese Leidenschaftlichkeit hatte ich nicht bei ihr erwartet, die sich mir immer so still und kühl zeigte.

Any lächelte nur und sagte schmerzlich:

— Nicht wahr, nun siehst du, daß wenn wir einmal lieben, selbst der Tod nichts ist für unser lieben.

Alle Bemühungen blieben fruchtlos.

Ich bat mir Bedenkzeit aus.

Das sei unnütz! — Dann sagte sie endlich, ich solle erst zu Grete zurückkehren. Sie wolle mich in vierzehn Tagen noch einmal hören. —

Am Abend reiste ich ab.

Im letzten Augenblicke glaubte ich noch, sie überzeugen und überreden zu können.

Ich bat, ich flehte, sie solle mit mir gehen, wir wollten fliehen, über das Meer, irgend wohin.

Sie schüttelte den Kopf. —

Nein, das ging nicht! Ich hatte ihrer Schwester mein Wort gegeben, und das mußte ich einlösen.

Endlich riß ich mich von ihr los.

Ihre starre Unbeugsamkeit entsetzte mich, sie beleidigte mich fast, daß ich ihr zürnte. —

Wie ich vor Grete hingetreten bin mit dem Gedanken an all diese Dinge, kann ich dir nicht sagen.

Und sie: ganz Liebe, ganz Hingebung. —

Allein all ihr lieben vermochte nicht den Vorsatz bei mir zu brechen, an Any zu sühnen, was wir beide, hingerissen vom Augenblicke, verschuldet hatten.

Ich schrieb ihr täglich, aber sie gab keine Antwort.

Nach vierzehn Tagen endlich kam ein Brief. Noch einmal zählte sie all ihre Gründe auf, um mir die Unmöglichkeit zu beweisen.

Sie bat und beschwor mich, die Schwester nicht unglücklich zu machen. Sie legte die Briefe bei, die Grete ihr geschrieben, in der sie klagte, daß sie meine Liebe verloren zu haben scheine. —

Und die Zeit verstrich. —

Heimlich fuhr ich dann zu Any hinüber, heimlich trafen wir uns. Es war alles vergeblich. — —

Im folgenden Sommer ward Grete mein Weib. . . .

Any hatte recht. Ich liebte Grete, ich liebte sie anders wie Any. An Grete ketteten mich tausend kleine Fäden; und als unser erstes Kind geboren ward, da wurden diese Fäden unzerreißbar.

Any kam zur Taufe herüber. Das Kind wurde nach ihr benannt.

Kein Wort fiel mehr. Es schien alles ein Traum gewesen zu sein. —

Any blieb unvermählt. Ich allein wußte, weshalb.

Wenn ein klagender Brief der Mutter kam, war ich wohl einige Tage unruhig, dann trat die Gewohnheit wieder in ihr Recht. —

Jetzt haben wir das arme Herz zur Ruhe gebracht. —

Auch eines jener Frauenherzen, in denen Kämpfe getobt, von denen kein Mensch auf der ganzen weiten Gotteswelt eine Ahnung gehabt hat, die so ruhig scheinen, und in deren Innern sich Tragödien abspielen, die den ganzen Jammer und alles Leid einer Menschenseele umfassen.

Und doch kein Wort der Klage. Eine stille, lächelnde Ergebung, die dem, der Schuld trägt, das Herz zerreißt.

Wer kann wissen, was in der dunklen Tiefe des Sees verborgen ruht, der sich so friedlich vor uns ausbreitet. —

Wer zieht die Grenze zwischen Rechtthun und Schuld, wer kann richten und verdammen, wo niemand weiß, wo das Recht aufhört und die Schuld beginnt. . . .

Im eignen Herzen des Menschen allein liegt die

Strafe und die Sühne für jede That. Nur wir selbst können uns richten oder freisprechen. —

Und ist denn die Erinnerung an gewisse Dinge der Vergangenheit für uns nicht Strafe genug? —

Ich habe mein Gericht und — meine Sühne in mir selbst gefunden. . . .

Auf der Suche

Die rote Sonne war hinter den gewaltigen Häuservierteln versunken, und die farblos graue Dämmerung des Sommerabends brach über Paris herein.

Wir kamen aus dem Bois und hatten uns vor dem Café Américain niedergelassen, um uns noch eine Weile der Betrachtung der promenierenden Menschenmenge hinzugeben, ehe wir uns für ein Theater oder Konzert entschlossen.

Trotz des dichten grauen Staubes, der sich auf Tische, Stühle und die Kleider legte, war kein Platz mehr unbesetzt.

Ein ewiges kommen und gehen . . . rufen, klirren der Gläser und Eisschalen, mit lautem lachen und plaudern untermischt.

Am Nebentische vier junge Leute, den Hut tief im

Nacken, lebhafte Gesten, eifrigstes Gespräch. Abgerissene Worte, schönklingende Phrasen; Schlager wie: Realismus, Impressionismus, Beobachtung, Analyse, Psychologie! — Hier und dort ein einzelner älterer Herr in die Lektüre seines Journals vertieft, das er bei der leichten Dämmerung dicht vor das Gesicht hält, als wolle er sich vor jemandem verstecken.

Hinter uns zwei Cylinder, Monocle eingeklemmt, umgeschlagene Beinkleider, den Griff des Stockes an die Lippen gelegt, stumpfsinnig vor sich hinbrütend, jene Gattung des Menschenviehes, die mit der Farbe der Kravatte und dem Schnitt des Rockes auch schon den Namen gewechselt hat.

Links neben uns drei Damen. Breitniedriger, vorstehender Strohhut mit grauer Feder, sonnenhelle bunte Toilette, aufdringlich modern, langstockiger Sonnenschirm. Ihre werbenden Blicke fliegen jedem neuankommenden entgegen, durchforschen die sich langsam vorüberdrängende Menschenmasse oder kritisieren die Insassen der vorüberrollenden Equipagen, die einen unendlichen Staub aufwirbeln. —

Bernhard lehnte sich zurück und schaute dem zitternden

Rauche seiner Cigarrette nach, ohne die er nicht leben konnte, sobald er das Haus verlassen, sobald er müßig war.

Daheim gestattete er sich den Genuß seiner Sýrowátka nur selten, nie während der Arbeit, nicht einmal in den Pausen. Der Künstler, vor allem der Maler, durfte sich sein Bild, die Anschaulichkeit, nicht durch Rauchwolken trüben, behauptete er. —

Wir saßen und schwiegen uns aus. . . .

Plötzlich sah ich einen etwa dreißigjährigen Herrn sich durch die enggestellten Tische winden, die Hände tief in die Taschen seines kurzen hellen Paletots versenkt, den Hut etwas schief in die Stirn gedrückt, daß die Augen ganz beschattet waren, den Kopf vorgestreckt, als ob er etwas suche.

Seine Blicke durchsuchten die Menge, obgleich er sich nicht den Anschein gab, und auch den Kopf nicht im geringsten nach rechts oder links wendete.

Der Mann fiel mir mit seinem etwas seltsamen Wesen auf, und ich sah Bernhard fragend an, als jener in unsere Nähe gekommen war. Er wäre vorübergeschritten, wenn nicht mein Freund ihn angerufen hätte.

Er blieb stehn und schüttelte sich mit Bernhard die Hand, der ihn bat, sich uns zuzugesellen.

M. de Brétigny! So wurde er mir vorgestellt.

Ich konnte es nicht lassen, ihn mir auf das genaueste anzusehen, — dieses schmale Gesicht mit den eingefallenen Backen und grauer, lederartiger Hautfarbe, der kleine dunkle Schnurrbart und diese seltsam flimmernden, tiefliegenden, dunklen Augen, die sich auch nicht für eine Sekunde auf einen Punkt heften konnten, sondern, fortwährend suchend, nervös umherirrten.

Wenn er sprach, lag etwas lauerndes in seinen Worten, so einfach sie klingen mochten; wir tauschten noch immer die gebräuchlichen Höflichkeitsphrasen aus: wie lange ich schon in Paris sei? meine Eindrücke, Erlebnisse und Absichten.

— Sie sind zum erstenmal in Paris, fragte er plötzlich und sah mich ängstlich forschend an, während er das Glas, in dem er sich seinen Absynth gemischt hatte, auf halbem Wege zum Munde in der Luft hielt.

Ich bejahte die Frage.

Er führte das Glas hastig zitternd an die Lippen und setzte es mit einem Ah! nieder, einem Ausrufe, in

dem eine gewisse Befriedigung und doch wieder ein leiser Ton der Enttäuschung zu liegen schien.

Ich blickte erst ihn und dann Bernhard verwundert an, der mit dem Kopfe eine Bewegung machte, die mir zu bedeuten schien, nicht zu erstaunen.

M. de Brétigny blickte in sein Glas, als ob er genau beobachten wolle, wie der Absynth sich mit dem Wasser gemischt habe, dann hob er plötzlich den Kopf, und indem er an mir vorüber sah, fragte er, wie tastend:

— Niemals zuvor in Paris? . . . Sie haben nie von Charlotte Maron gehört? . . .

— Niemals, mein Herr!

— Ah! . . .

Und er reichte mir plötzlich die Hand, indem er langsam aufstand, und schüttelte sie mit festem Drucke.

Dann lüftete er höflich seinen Hut; und indem er den Stock und beide Hände wieder in die Taschen seines kurzen Überziehers versenkte, schob er zwischen den Tischen durch, mit etwas gekrümmtem Rücken, und suchte weiter mit seinen eigentümlichen Blicken, aus denen ich nicht klug werden konnte.

Als er in der Menschenmasse verschwunden war, sah ich Bernhard fragend an.

— Er ist wieder einmal auf der Suche, antwortete er, achselzuckend.

— Auf der Suche, wonach?

— Nach dem Mädchen, von dem er eben sprach, — oder vielmehr nach all den Menschen, die sie gekannt haben. . . .

— Und weshalb sucht er?

— Das weiß er vielleicht selbst am wenigsten. . . . Er sucht nach dem Liebhaber Charlotte Maron's. — Er hatte sie eines Tages gefunden und hat sie geliebt, geliebt mit einer Innigkeit, ja mit einer Raserei, deren ich ihn nie für fähig gehalten hätte. Es gab für ihn nichts mehr auf der Welt, als diese seine Liebe. — Wir sind früher sehr gute Freunde gewesen, das hat seitdem aufgehört. So offenherzig er war, so verschlossen ist er jetzt. Seine Verwandten hielten es einmal fast für nötig, ihn fortzubringen . . . so schlimm stand es um ihn. Aber es war nur eine Krise, die er überwunden hat, doch nicht ohne daß sie ihre Spuren hinterlassen hätte. — Er hat das Mädchen geliebt und an sie geglaubt; und sie war es

eben nicht wert. — Sie hat ihn betrogen, wo sie nur konnte.... Eines Tages hatte er es gemerkt, und ist ihr gefolgt, als sie zu einem Rendez-vous gegangen ist. Er kam zu mir, um sich auszutoben. Bald wollte er sie töten, bald sich — bald sie nie wiedersehen — um dann aufs neue von seiner Liebe zu ihr ergriffen zu werden. Ich brachte es fertig, ihn zu beruhigen. Er hatte noch keine sicheren Beweise, und ich verstand es, in ihm die Hoffnung zu erwecken, er könne sich getäuscht haben. Ihr gegenüber hat er geschwiegen und nachgeforscht . . . fruchtlos drei Tage lang, drei Tage der schrecklichsten Aufregung für ihn. Am vierten Tage, als er heimkommt, ist sie fort. Sie muß wohl etwas geahnt haben. Sie war mit einem andern auf und davon gegangen und hinterließ ihm nichts als ein Billet — ein Billet, wie es nur die Herzlosigkeit eines Weibes schreiben kann, worin sie ihn höhnisch verspottete, daß sie ihn hundertfach betrogen habe. — Dann hatte ich eines Tages die erste Scene mit ihm. Er war auf den Gedanken verfallen, ich hätte ihn mit ihr betrogen. — Was weiß ich . . . weil ich sie damals in Schutz genommen . . . weil ich dieses und jenes gethan und gesagt hatte — lauter Dinge, aus denen er sich

jetzt Beweise für seinen Argwohn schmiedete. Und nun verfiel er auf die seltsame Idee, in jedem Menschen einen Nebenbuhler zu erblicken. Er wurde seinen Bekannten gegenüber mißtrauisch. Er spionierte allen nach, und weil er nirgendwo Beweise fand, wuchs sein Zweifel und seine Verzweiflung. . . . Er hatte noch einige Briefe gefunden unter den Sachen, die sie zurückgelassen. — Er fing an, alle Handschriften zu vergleichen. Auch das führte ihn zu keinem Resultate. Monat um Monat ist dahingegangen — seine Manie ist geblieben . . . jene quälende Angst, daß ein jeder Mensch, mit dem er in Berührung kommt . . . ein jeder, dem er auf der Straße begegnet, ihn einmal mit seiner einstigen Geliebten betrogen haben könne. Er fragt alle Menschen nach ihr, selten so offen wie dich. Er hat es wohl deshalb gewagt und ohne weiteres ihren Namen genannt, weil du ihm versichert, daß du früher nicht in Paris warst. Früher die Offenheit selbst, ist er von einem Mißtrauen, einem Menschenhasse, der ihn wohl nie mehr verlassen wird. . . . Ich weiß, er glaubt mir noch immer nicht. Er vermutet noch immer, daß ich zu ihr in Beziehung gestanden habe. Und dieses Mißtrauen ist unbesiegbar. — Nur eine auf-

richtige Liebe könnte ihn heilen. Aber giebt es die, wenigstens hier auf diesem Boden? . . . Der Zweifel wird sich immer einnisten können . . . der Zweifel, der sich durch die feinsten Spalten in unser Herz einschleicht — und wenn sich der auch nur ganz leise rührt, wird die Erinnerung in ihm aufsteigen . . . und es ist wieder alles verloren. — Jetzt sucht er nun. — Und wenn er wirklich einmal gefunden haben wird — was wird er dann thun? Ich weiß es nicht, und er selbst gewiß ebenso wenig. Vielleicht wenn er einmal auf jemand stößt, der mit seiner Geliebten verkehrt hat, daß er dann einsieht und zur Vernunft zurückkehrt vor der leidenschaftslosen Wirklichkeit; — während er sich so in haltlosen Vermutungen und in angstgequältem Zweifel aufreibt und sein Leben zerstört. . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Um uns herum saß noch immer die lachende, plaudernde, lesende und Eis schlürfende Menge. Die drei Mädchen lachten lauter als zuvor, und ihre verlogen leidenschaftlichen Blicke lockten und warben um Liebe.

Die Menschen schoben sich langsam auf dem Trottoir vorbei . . . und plötzlich sah ich wieder die suchenden

Blicke Alfred de Brétignys, wie er mit vorgeneigtem Kopfe, den Hut noch tiefer in die Augen gesetzt, sich von der Menge weiter schieben ließ, suchend . . . immer suchend . . . und in jedem Manne einen Geliebten des Mädchens vermutend, das ihn betrogen hatte.

Und wie er suchend dahinschlich, gemartert von seinem nie zu bezwingenden Argwohne . . . mit vergiftetem Herzen, weil er an Liebe und Treue geglaubt, schaute ich ihm lange tieftraurig nach, bis er in dem hastenden Gewühle meinen Augen entschwunden war.

Die Witib

Ah Herr Kollege! . . . Sie hier? —

— Wollen Sie zu mir, Assessorchen? —

— Zu Ihnen? . . . Wohnen Sie denn hier? —

— Natürlich, dritte Etage, über der reizendsten Witwe von der Welt, der Perle dieses Hauses. . . . Um Himmelswillen, — wenn das Flackerlicht der Treppe mich nicht täuscht, dann sind Sie eben rot geworden. — Ah, Pardon, ich wußte nicht, daß Ihr Besuch Frau Margarete Wendland gelten sollte. . . . Na — na! kleiner Schäker! —

Der Referendar Max Schnorr lachte und schüttelte seinem Kollegen, dem Regierungsassessor Franz Halmsen, bieder energisch die Hand.

— Sie können sich mal gelegentlich zu mir heraufverirren, wenn die schöne Frau Sie nicht zu sehr in Anspruch nimmt. Ich bin ihr übrigens nicht unbekannt.

Sie ist an manchem schönen Sommerabend drunten im Garten. — Aber ich will Sie nicht aufhalten. Also auf Wiedersehen. . . . Viel Glück!

— Auf Wiedersehen! Ich komme schon mal zu Ihnen.

— Das ist famos. Eine Stiege höher, rechts! —n' Abend! —

Damit eilte der Referendar rasch die teppichbelegte Treppe des vornehmen Hauses hinunter, während der Assessor Halmsen mit der Hand in den steifen Kragen fuhr, den Shlips zurechtzupfte, den schwarzen Hut abnahm und sich über das Haar strich, während er sich in dem Spiegel betrachtete, der zwischen den beiden Eingangsthüren der Etage angebracht war. Endlich drückte er auf den weißen Knopf der Klingel, worauf ihm nach einer kleinen Weile ein junges Dienstmädchen öffnete mit den Worten:

— Die gnädige Frau erwarten den Herrn Assessor im Salon.

Er legte Hut und Stock ab und trat in das kleine Vorzimmer ein, wo er nochmals einen flüchtigen Blick in den Spiegel warf, und klopfte dann vorsichtig an die

schon halb geöffnete Thür zum Salon, aus dem eine weiche Stimme freudig: Herein! rief.

Der wohnlich ausgestattete Raum ward von einer niedrigen, mit rotem Spitzenschleier verhängten Tischlampe und zwei sehr hohen, neben dem Spiegel befindlichen Lampen mit einem gleichmäßig ruhigen Lichte erfüllt.

Frau Margarete, in glatt an ihrer Gestalt herabfließender, mausgrauer Robe, stand neben dem geöffneten Piano und schritt jetzt dem Assessor entgegen, dem sie eine kleine, aber feste Hand freundlich darbot, die dieser etwas befangen an die Lippen führte.

— Wie hübsch ist es doch von Ihnen, so zeitig zu kommen.

— Gnädige Frau sind zu liebenswürdig. Ich möchte den Mann kennen, der einen entschuldbaren Hinderungsgrund anführen könnte, um den Augenblick, mit einer schönen Frau zusammen zu sein, auch nur um eine Minute hinauszuschieben.

— Wenn er Franz Halmsen heißt, glaube ich das wohl, aber sonst . . .

— Aber gnädige Frau! wehrte er bescheiden vorwurfsvoll ab.

Sie lachte und sah ihn mit ihren dunklen Augen schelmisch an.

Wenn sie vor ihm stand, reichte sie ihm kaum bis zu den Schultern. Sie mochte etwa fünf- oder sechsundzwanzig sein und war seit drei Jahren Witwe. Ihr Gatte, ein Arzt, der anfing, sich einen Namen zu machen, war einer Ansteckung, die er sich von einem seiner Kranken zuzog, erlegen; hatte sie aber in sehr gesicherten Verhältnissen zurückgelassen, sodaß sie, trotzdem sie sehr hübsch war, gar keine Eile zu haben schien, sich wieder zu verheiraten.

— Sie weiß sich auch so zu trösten, lachten boshafte Seelen, und erzählten jedem, der es wissen oder nicht wissen wollte, von einem, keineswegs nur seinen Studien lebenden Privatdozenten, der nach Kiel berufen wurde, und einem Rittmeister, der aber schon seit einem halben Jahre versetzt war. —

Jetzt bewarb sich Franz Halmsen eifrig um die Gunst der schönen, lebenslustigen Frau, die seit dem Tode ihres Gatten etwas stark geworden war, sodaß ihr Hausarzt ihr täglich riet, sich zu verheiraten.

— Sie sind nun einmal nicht für die Ehelosigkeit

geschaffen. Dieses Blut, dieses Feuer! — Es thut wirklich not, daß Sie unserm guten Emil einen Nachfolger geben. Hätte ich nicht meine liebe kleine Frau — wer weiß. . . . Na — also: heiraten Sie! . . . Das geht nicht so weiter! — So gesund Sie sind — aber Sie müssen einen Mann haben. . . .

Sie wurde bei diesen anzüglichen Reden puterrot, schalt ihn einen abscheulichen Menschen, aber heiratete noch immer nicht.

Seit sie Franz Halmsen kennen gelernt, war sie anderen Sinnes geworden. Er gefiel ihr.

In letzter Zeit waren sie viel zusammen getroffen, und heute hatte sie den Herrn Assessor zum ersten Male zum Abend eingeladen.

Das Mädchen brachte den Tisch in Ordnung. Margarete bereitete auf dem Samowar den Thee, und die beiden saßen sich bald im traulichsten tête-à-tête gegenüber, aßen, tranken und plauderten; und mit jedem Bissen, mit jedem Wort verlor der Assessor seine anfängliche Zurückhaltung, und es wurde ihm nur immer etwas beängstigend warm ums Herz, wenn sie sich zurücklegte in die Sofakissen und lachte, daß man all ihre weißen Zähne

zwischen den verführerisch vollen Lippen sah, und dabei ihr Busen den eng sitzenden grauen Seidenstoff der Taille zu sprengen drohte.

Und dann diese vollen runden Arme, die etwas so bestrickend molliges hatten, diese ganze kleine Person mit dem wilden, à la diable um den Kopf gelegten braunen Haare und den kleinen grauen Katzenaugen, die sie meist etwas zusammenkniff, wenn sie ihn scharf ansah oder die Wirkung eines Wortes beobachten wollte.

In der Nähe des verführerischen Weibes, dessen Hand er zuweilen streifte, wenn er ihr eine der Assietten überreichte, zurückgelehnt in seinen weichen bequemen Sessel, fühlte er sich so wohlig, so gemütlich, daß er sie schon am liebsten in die Arme genommen und diese frischen roten Lippen geküßt hätte — geküßt. . . .

Er mußte sich wahrhaftig in acht nehmen, um keine Dummheit zu begehen. — Der Thee war ausgezeichnet; nur hatte er sich immer die Tasse halb voll Arrac gegossen, weil er so heiß war, und diese angenehme Wärme floß ihm jetzt durch alle Glieder.

Und Frau Margarete war verteufelt hübsch, und . . .

Da sollte einer ruhig bleiben — so ganz allein mit

ihr im Salon. — Sie hatte das Mädchen fortgehen lassen, es wollte zu einer kranken Tante und kam erst um zwölf wieder — und jetzt war es kaum neun vorbei.

Der Tisch war abgeräumt. Vor ihnen stand die Flasche, an der er sich erst lange abgequält hatte, weil der Pfropfen so fest saß.

Sie hatte vor ihm gestanden und die Hände lachend zusammengeschlagen, weil er sich vergebens abmühte und ganz rot vor Anstrengung im Gesicht wurde.

Dann war er zum Scheine ärgerlich geworden, und sie hatte ihn wie ein Kind um Verzeihung gebeten.

Der Wein perlte in den weiten feinen Gläsern, und Margarete knabberte Makronen. Plötzlich nahm er ihr das letzte Stückchen von einer fort, an der sie herum biß, und aß es etwas verlegen lachend auf, während sie wie so oft schon sehr rot wurde und ihn einen Narren schalt.

Aber sie schien gar nicht besonders böse über diese Verwegenheit zu sein.

Sie plauderten weiter, und plötzlich fühlte Franz Halmsen etwas neben seinem Fuße, einen kleinen Fuß, und mit der Spitze seines Schuhes fühlte er den Hacken,

und dabei schien von dem Füßchen eine Wärme auszugehen, die ihm alles Blut zu Herzen trieb.

Und sie zog ihren Fuß auch nicht fort, trotzdem er sich bewegte, weil er meinte, sie halte das vielleicht für das Tischbein. —

Es entstand eine kleine Pause, und dabei verlor er wieder all seinen Mut.

Er war so verschüchtert, daß er nicht einmal wagte, sie anzusehen.

Herrgott! dachte sie, soll das den ganzen Abend so fortgehen. Hie und da ein Ausbruch von Lustigkeit, und dann wieder minutenlange Pausen. Und dabei fühlte sie selbst einen Übermut, daß sie am liebsten im Zimmer herumgetollt wäre.

Diese ewigen Engel, die durchs Zimmer flogen, behagten ihr gar nicht. Sie waren schon bei der zweiten Flasche, aber der Wein schien gar keine Wirkung zu haben. —

Sie hatte einen Gedanken! —

— Wie wäre es mit einer Flasche Sekt! — Aber Marie ist nicht da. . . . Ach was, — wir müssen uns selbst eine holen. . . . Ich glaube, es liegen noch ein

paar im Eisschranke. . . . Helfen Sie mir! — Aber schnell! Ja! . . .

Sie eilte auf den Korridor, er hinter ihr drein in die Küche, und sie zündete dort eine kleine Lampe an. Dann suchte sie den Schlüssel zu der Speisekammer, und bei dem ungewissen Lichte drangen sie in den Aufbewahrungsraum ein, wo der Eisschrank stand, der seinen Namen augenblicklich mit Unrecht führte, wenn er auch einen guten Ort bot, um mannigfache Waren vor dem Verderben zu schützen.

Margarete hatte die Röcke zusammengehalten, um sich nicht vollzustauben, und kniete nieder, um in den Schrank hinein zu blicken, während der Assessor hinter ihr stand.

Er sah auf ihren Nacken, wie sich dort die dunklen Haare krausten, und plötzlich hatte er sich niedergebeugt und sie auf den Hals geküßt.

— Aber nein! lachte sie und erhob sich. — So kann ich doch nichts finden. — Suchen Sie mal! —

Er war froh, daß er seinen Kopf so tief in den Eisschrank verstecken konnte, — und nach einer Weile förderte er zwei dickbauchige, silberhalsige, aber arg verstaubte Fläschen zu Tage, deren erscheinen Frau Margarete

mit einem übermütigem: Viktoria! Das ist herrlich! begrüßte.

Er hatte sich den Ärmel beschmutzt. Sie klopfte ihm den Staub mit der Hand ab, und dann gingen sie mit ihrem Funde in den Salon zurück, nachdem sie die Flaschen vorher unter der Wasserleitung abgespült hatten.

Sie eilte nochmals hinaus in das eigentliche Eßzimmer, um vom Büffet einen Kühler und Gläser zu holen.

Er hatte die größte Lust, ihr in das dunkle Zimmer zu folgen, aber der unverschämte Mut fehlte ihm; statt dessen schickte sie ihn jetzt mit dem Eiskübel fort, um ihn an der Leitung mit recht kaltem Wasser zu füllen.

Und dann ließ sie den Pfropfen springen, indem sie die Flasche weit weghielt, den Kopf zurückbog und die Augen zwinkernd schloß.

Mit welcher Wonne schlürfte sie den perlenden zerplatzenden Schaum. — Es ging doch nichts über Sekt. . . .

Schnell genug puffte die zweite Flasche in die Stille des Salons. Es war beängstigend ruhig und schwül.

Sie stieß mit ihm an, leerte das Glas auf einen Zug und eilte an das Klavier. . . . Sie vermochte es nicht ihm länger so ruhig gegenüber zu sitzen. Er sah sie

eigentlich ein bißchen dumm an; allein diesen Blick ertrug sie nicht. — Du lieber Gott, wenn er doch nur nicht so steif wäre.

Ein Wunder, daß er sie da draußen in den Nacken geküßt hatte. Sie konnte doch nicht noch mal was in dem leeren Eisschrank suchen.

Sie setzte sich vor das Piano und fing an zu spielen, erst einen tollen Walzer, dann eine rêverie, schwermütig, die Sinne umschmeichelnd.

Er stand hinter ihr. Sie wartete förmlich darauf. . . . Jetzt mußte er sie doch wieder küssen.

Aber nein! — Sie griff falsch und sprang auf, indem sie ausrief:

— Wenn Sie so hinter mir stehen, machen Sie einen ganz nervös.

— Das ist Ihnen nicht gleichgiltig?

— Aber gewiß nicht. —

— Ich bin Ihnen also etwas? —

— Wie können Sie nur so fragen!

— Margarete! . . .

Er streckte die Hand nach ihr aus, und im nächsten Augenblick lag sie in seinen Armen.

Wenn sie ihm nicht geholfen hätte, würde es wohl beim ersten Kuß geblieben sein. Jetzt folgten ihm eine ganz beträchtliche Anzahl.

Sie schloß die Augen und gab sich dem Augenblicke hin und dachte dabei, warum sagt er denn nichts? — Ob er mich wohl so liebt, daß er mich heiraten will? —

Im selben Moment hatte sie sich auch schon von ihm losgerissen.

Wie konnte sie nur so thöricht sein, ihm das zu gestatten. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und flüchtete vor ihm, warf sich in einen Sessel und verbarg das Antlitz.

Franz Halmsen war selbst ganz erstaunt über seine Kühnheit. Er wußte jetzt, daß er sie liebte, und kniete neben ihrem Sessel nieder, nahm ihre herabhängende Hand, küßte sie und sprach nun schmeichelnd auf sie ein.

Er bat sie, ihm zu verzeihen, er sprach von seiner Liebe: ob sie ihn denn gern habe, ob sie ihn nur ein wenig liebe. —

Sie hörte ihn schweigend an und richtete sich langsam auf.

Und dann vergab sie ihm; aber sie war schon ein

bißchen wirr im Kopfe und dachte, warum redet er denn nur so viel, wenn er mich doch lieber küssen wollte. . . . Und sie sah auf seine Lippen und auf seinen Schnurrbart, an dem sie ihn jetzt so gern mit beiden Händen gezaust hätte; und dabei hörte sie nichts von dem, was er sagte.

Ihr war, als habe sie einen kleinen Schwips weg, und es kostete sie Anstrengung, sich gemessen zu betragen.

Die zweite Flasche war nahezu leer.

Die Lampe surrte leise, und es war so angenehm warm im Salon.

Eine süße Schläfrigkeit überkam sie. . . .

Franz Halmsen hatte seinen Sessel dicht an das Sofa gerückt und hielt ihre Hand. Sie lehnte sich zurück und ließ den Kopf etwas zurückfallen, sodaß er sie mit der andern Hand stützte, und dabei kam er ihr ganz nahe, daß sie ihr müdes Köpfchen an seine Schulter legte.

Wie sie so hingegossen dalag, und er die süße Wärme ihres Leibes in seinem Arme fühlte, war es um all seine guten Vorsätze geschehen.

Er betrachtete sie eine Zeit lang und fühlte dabei, wie ihre kleine Hand in seiner fieberheiß ward und zit-

terte, und wie sich die Finger fest und fester um die seinen schlossen, und plötzlich beugte er sich nieder, seine Lippen lagen auf den ihren, und er sog sich an ihrem halbgeöffneten, wollüstig kleinen Munde fest.

Sie hielt die Augen noch immer geschlossen, und eine willenlose Mattigkeit lag auf dem bleichen Gesichte, nur die Schultern zog sie wie sich aufbäumend hoch, bei jedem seiner Küsse erschauernd.

Sie lag da, wie unter einem Banne, in jener zitternden Angst des Weibes vor der Gewalt des Mannes, der sie sich beugen will, mit jener Hingabe, die nur den einen Willen hat, völlig zu unterliegen.

Es dauerte ein wenig lange, so daß sie wieder zum klaren Bewußtsein kam, sich aufrichtete, den Bann abschüttelte, und ihn, der sich über sie gebeugt hatte, zurückstieß.

Sie sprang auf, atmete tief auf und wollte zum Fenster eilen; aber er kam ihr zuvor. Er trat ihr in den Weg und streckte ihr die Hände entgegen, die Finger wie tastend vorgestreckt, ohne daß er es jedoch wagte, sie, die bebend vor ihm stand, zu ergreifen.

Sie wich ihm aus, und so spielten sie miteinander,

wie eine lüsterne Katze mit einem Mäuschen spielt. Sie flüchtete hinter einen Sessel, hinter den Tisch, und er immer langsam hinter ihr her; lächelnd als sei es ein harmloser Kinderscherz, und dabei war ihr zu Mute, als müsse sie jeden Augenblick in Thränen ausbrechen.

Wenn er doch nur ein Wort sagte, nur ihren Namen, so hätte sie sich in seine Arme gestürzt. Alles in ihr war in Aufruhr. Sie begehrte ihn, wie er sie, — aber sie wollte sich nicht schwach vor ihm zeigen.

Sie mußte alle Willenskraft aufbieten, um nicht umzusinken, so matt fühlte sie sich, so zitterten ihre Kniee.

Sie war in der Nähe der Thür, und ohne zu überlegen, wollte sie in das dunkle Eßzimmer flüchten, als er sie endlich ergriff.

Sie stemmte die beiden Hände gegen seine Brust und drehte und wendet ihren Kopf, um seinen Küssen zu entgehen.

Aber diesmal ließ er sie nicht.

Sie fühlte, daß es vorbei sei, und sie fing an zu weinen und flehentlich zu bitten:

— Lassen Sie mich, — aber so lassen Sie mich doch! — bitte! . . . bitte! —

Er hörte nicht auf ihr stammeln.

Aber plötzlich fing sie an, herzzerreißend zu schluchzen; und als er ihre stürzenden Thränen sah, begann ihm der Mut zu schwinden, und er erschrak vor seiner Unverschämtheit.

Sie that ihm leid und er zog sie sanfter an sich und küßte ihre Stirn, ihre Augen. Er hatte es gefühlt, daß sie nahe daran war, sich ihm hinzugeben, und er glaubte ihr weinen zu verstehen. . . .

Und so suchte er sie zu beruhigen. Er gab ihr die süßesten Kosenamen, er nannte sie mit einem Male Du, streichelte sie und redete auf sie ein, daß sie doch nur ruhig wurde, und ihm nicht mehr zürnte.

Sie aber fing immer heftiger an, zu weinen, suchte sich von ihm loszumachen und warf sich aufschluchzend in die Sofaecke.

Er stand ratlos vor ihr, die Hände gefaltet, und sah auf die jammernde herab.

Dann richtete sie sich plötzlich wie erschreckt auf.

— Sie stehen noch da! . . . Aber so gehen Sie doch fort. —

— Margarete!

— Gehen Sie doch, — aber mein Gott, so gehen Sie doch! — Sehen Sie mich nicht so an! —

— Aber Margarete! . . .

— Lassen Sie mich, ich bitte Sie, lassen Sie mich! keuchte sie atemlos. Wenn Sie mich lieb haben, so gehen Sie! — O Gott, ich bin ja so unglücklich! — so unglücklich. . . .

Und aufs neue weinte sie, ohne daß er ein Wort der Beruhigung für sie fand.

Sie sprang auf und drängte ihn fort.

Er wollte sie küssen, aber sie entzog sich ihm, und er wagte keinen neuen Versuch.

— Aber mein Gott, so lassen Sie mich doch! . . . Eine zitternde Angst, eine kindliche Hilflosigkeit bemächtigte sich ihrer. Warum sagte er denn nichts, warum stand er denn da wie ein begossener Pudel? . . . In dem Augenblick kam er ihr entsetzlich dumm vor.

Und er ließ sich hinausdrängen. Er ging wahrhaftig. — Er nahm ihre Hände und küßte sie. . . . Er hörte auf ihre sich überstürzenden Bitten, zu gehen. . . . Er entschuldigte sich — suchte sie zu trösten; wollte sie küssen, aber sie wehrte ihm; — und dann nahm er Hut und

Stock — und ging, mit dem Versprechen, morgen wieder zu kommen . . . und er ging wahrhaftig! — —

Die Thür schlug hinter ihm zu, und sie stand mitten im Salon unter dem in eine Tüllwolke eingehüllten Lüster und sah sich in dem großen Spiegel, ihre ganze Gestalt . . . und dann ging sie darauf zu und betrachtete ihr Gesicht, und wischte sich die Thränen aus den Augen, ganz langsam, sich selbst beobachtend.

Weshalb hatte sie denn eigentlich geweint? . . . Sie hatte geweint, wie ein Kind, dem man einen Wunsch nicht gleich erfüllt. —

Sie sah sich um. . . . Er war wirklich gegangen. —

Sie hatte ihn so gehen lassen.

Vielleicht war die Hausthür schon zu . . . und er mußte wiederkommen! — Ein freudiger Schreck durchzuckte sie. Sie lauschte angestrengt. Dann nestelte sie die kleine goldene Uhr aus der Taille. . . . Du lieber Himmel, es war noch nicht halb zehn. Er war also wirklich fort! —

Es zitterte noch alles an ihr, eine süße, wonnige Aufregung, daß sie sich in einen Sessel kauerte und sich, in-

dem sie die Kniee hochzog, wie ein Kätzchen in das Polster schmiegte.

Ein beben durchlief ihren Körper. Ein paarmal hatte sie geglaubt, es sei zu spät; sie war ganz in seiner Gewalt gewesen — und nun war er so gegangen.

Und mit einem Male stieg ein maßloser Ärger in ihr auf, eine blinde Wut gegen diesen Menschen! — Nein, wie dumm, wie gottsjämmerlich dumm er vor ihr gestanden hatte. War sie schon hilflos, so war er es noch weit mehr gewesen.

Das wollte ein Mann sein, so eine Schlampe. —

Und wie aus tiefster Seele rang sich ein Wort von ihren Lippen, in dem ihre ganze Empörung lag, der Ärger über sich, daß sie sich schwach gezeigt hatte, und daß er wie ein Schuljunge vor ihr gestanden hatte, und nicht wie ein Mann, der weiß, was er zu thun hat, — und das Wort platzte wie eine Bombe in die tiefe wohlige Ruhe, die sie umgab:

Schafskopf! . . .

Dann lachte sie über sich selbst und strich sich lachend über die Haare und die Stirn, auf der noch der Schweiß stand.

Wie konnte ein Mensch nur so sein? —

Das war ja mehr als abscheulich! — —

Sie stand auf und ging im Zimmer auf und ab.

In der Flasche war noch ein kleiner Rest. Den goß sie in eines der Spitzgläser, hielt es gegen das Licht und leerte es auf einen Zug.

Dann schritt sie unruhig über den Teppich.

Einen Augenblick hatte der Ärger ihr alle Stimmung genommen, jetzt floß eine süße Mattigkeit durch ihre Glieder.

Ihr war entsetzlich warm. Mit hastigem Ruck hatte sie ihre Taille geöffnet, und ließ die Luft um Hals und Busen fließen. Sie tupfte mit ihrem Batisttüchlein die Schweißtropfen fort.

Es war zum ersticken warm, und schnell entschlossen, warf sie die Taille ganz ab, und nun auch das Kleid und streckte sich matt auf das Sofa. —

Wenigstens erleichterte das etwas.

Es war drückend schwül im Zimmer. . . .

Aufgesprungen — und das Fenster aufgerissen. —

Die feuchte Nachtluft wälzte sich neblig herein. Sie öffnete auch die Thür zu dem Eßzimmer und Korridor.

Wenn doch nur diese brennende Glut in ihrem Innern nachließ.

Sie steckte ihre fieberheißen Hände in das Wasser des Champagnerkühlers und netzte sich die pochenden Schläfen.

Aber es half nichts, sie wurde nicht ruhiger.

Wahrhaftig — der Arzt hatte recht. . . . Sie mußte heiraten. Das war nicht mehr auszuhalten; sie mit ihrer übersprudelnden Lebenslustigkeit. Sie küßte so gern, und . . .

Da kam es wieder, ein leises nervöses zittern, daß sie die Augen schloß und mit halb geöffnetem Munde die Luft einsog, und ihre Arme sehnten sich, jemand zu umfangen, daß sie die Hände über dem Busen kreuzte und fest an sich preßte, bis sie sich weh that. — —

Warum hatte er nur auf ihr dummes weinen, auf ihr albernes flehen gehört? — Ob er wirklich ganz ruhig fortgegangen war? . . . Hatten denn die Männer gar kein Gefühl mehr? — — —

Sie horchte auf. . . .

Schritte auf der Treppe! . . . Sie eilt an die Thür und lauscht.

Sie hat sich nicht getäuscht. . . .

Er kehrt zurück! — Ein unsagbarer Jubel überkommt sie, Triumphfreude. — Es kann ja niemand anders sein. —

Droben sind nur zwei Ateliers, und dann wohnt die alte Frau Weber da, und die hat nur einen Mieter, den lustigen Referendar Max Schnorr, — ein hübscher Junge, der sie immer mit arg verliebten Augen angesehen und sie eines Tages drunten im Garten ganz einfach angeredet und ihr dann einen Besuch gemacht hat. — Sie hat ihn immer sehr kühl behandelt, weil er sie im Garten eines Tages einmal ohne weiteres geküßt hatte. — Sie hatte ihm gründlich die Meinung gesagt, und seitdem war er geknickt, daß er ihr eigentlich recht leid that, der hübsche, nur etwas zu unverschämte Junge. — Aber jetzt denkt sie nur an Franz Halmsen.

Er kommt zurück, und sie muß an sich halten, um nicht laut aufzujauchzen vor Freude.

Die Schritte kommen näher, jetzt hält er vor der Thür.

Angstvoll lauscht sie. Jetzt muß er die Hand nach der Glocke ausstrecken. Sie fiebert vor Ungeduld; und jetzt kann sie sich nicht länger halten und hat die Thür aufgerissen. . . .

Im selben Augenblick prallt sie auch zurück, denn statt des Assessors steht Max Schnorr vor ihr. —

So stehen sie und starren sich einen Augenblick lang an.

Auf ihrem Gesicht liegt noch die ganze jubelnde Freude, und auf dem des Referendars ein wonniger Schreck über diese unerwartete entzückende Erscheinung, die er anstarrt, ohne zu wissen, wie er zu solcher Überraschung kommt.

Plötzlich wird sie sich bewußt, in welchem Kostüm sie vor ihm steht, in schwarzem Korsett und weißen Spitzenunterrocke, und sie verliert alle Besinnunng, schlägt die Hände vor das Gesicht und eilt in das Zimmer zurück, ohne daran zu denken ... ohne Zeit zu finden, die Thür wieder hinter sich zuzumachen. —

Als im andern Morgen Marie an die Thür zum Schlafzimmer der gnädigen Frau pocht, ruft ihr diese zu, sie solle erst einen Weg zum Tapezier machen.

Zehn Minuten später wundert sich Frau Weber, daß ihr Herr Referendar erst am Morgen um halb acht heimkommt.

— Nanu, denkt sie, so wat is ooch noch nich dajewesen.

Sie hatte sich in der kommenden Zeit sehr oft zu wundern, ohne recht zu wissen, weshalb. . . .

Als ein halbes Jahr später Frau Margarete Wendland sich mit dem Regierungsassessor Franz Halmsen verlobte und Frau Weber ihrem Mieter gegenüber ein Wörtchen fallen lassen wollte, schnauzte der Herr Referendar sie zum ersten Male in ihrem Leben fürchterlich an, und warf sie beinah aus seiner Bude, mit einem Gesichte, als ob er sie fressen wolle. —

Und als zwei Monate später die Hochzeit war, zu der ihm der Assessor noch persönlich die Einladung brachte, der er aber nicht Folge leistete, lief er drei Tage wie ein Halbverrückter herum, daß Frau Weber in beständiger Angst schwebte, es könne ein Unglück geben, und sich erst wieder beruhigte, als sie am Morgen des vierten Tages ihm die Stiefel ins Zimmer setzte, und er mit seiner Bärenstimme, die für einen königlichen Referendarius etwas ungewöhnlich war, ein Gaudeamus igitur! ebenso bierehrlich überzeugungsvoll wie grausam falsch in die frühe Morgenluft hinausbrüllte. —

Frühling

Erster Frühlingstag. —

Eine Regenwoche ist vorübergerauscht, die warmen Tropfen sind in die eiserstarrte Erde gesickert, der Boden ist aufgeweicht — dann ist die Sonne gekommen, und jetzt wirbelt ein feiner grauer Staub auf, wenn der leise Wind über den Boden hinwischt.

Den ganzen Morgen hat er geweht, ein milder Hauch, wie der warme Atem von den Lippen eines jungen Weibes.

Die Sonnenstrahlen fallen abendlich schräg durch die Zweige der Bäume, die noch schwarz und nackt gen Himmel starren, nur die Stämme zeigen schon einen giftgrünen Schimmer.

Aus dem Tiergarten strömt eine fröhliche Menge durch das Brandenburger Thor.

Die Plätze vor und hinter demselben sind angefüllt

mit einer kribbelig wimmelnden Menge, wie das Hasten und rennen vor einem aufgestörten Ameisenhaufen.

Und durch diese schwarze Menschenmasse, aus der einzelne Frühlingstoiletten wie lichte Punkte sich abheben, suchen sich die Wagen ihren Weg, klingeln die langsam fahrenden Pferdebahnen.

Plötzlich kommt Bewegung und Ordnung in die Masse. Von der Thorwache tönt langgezogen: Rrraus! . . .

Die berittenen Schutzleute heben die Hände und winken. Die Wagen halten, Pferdebahnen stauen sich zu einer Kette, und der Mittelweg von den Linden zur Charlottenburger Chaussee wird frei. Alles eilt dem Mittelwege zu, und die fröhlichen Menschen bilden eine Mauer. Erwartungsvoll vorgestreckte Hälse, zappelnde Kinder, sich vor Erregung hysterisch geberdende Weiber. Und nun ein Hüteziehen und knixen, wenn der Hofwagen in flüchtigem Trabe vorübersaust. . . .

Dann wirbelt wieder alles durcheinander, die Kutscher schreien ihr warnendes und zorniges Hee! Frauen mit ängstlichen Kindern an der Hand müssen noch im letzten Augenblicke dicht vor den Pferden eines Wagens vorüber, um ja die Gefahr, überfahren zu werden, zu vergrößern. . . .

Ein Auflauf! . . . An der Königgrätzerstraße ist eine Droschke zwischen zwei sich kreuzende Trambahnwagen geraten. Das Pferd ist gestürzt. Man hilft dem zitternden Tiere wieder auf. Ein dichter Kreis Neugieriger ein paar Schutzleute, die Ordnung schaffen, und ein berittener, der sich die Nummer des Kutschers notiert. —

Zwischen den engen Säulen des Thores drängt die heimkehrende ungeduldige Menge hindurch.

Die Wachmannschaft steht hinter dem Eisengitter und läßt die gaffenden Spaziergänger an sich vorüberziehn. Zuweilen giebt es einen Ruck. Der Posten präsentiert, und die Soldaten nehmen Haltung an.

Unter den Linden eine dunstige Staubwolke. Kaum daß man die Hälfte der Straße hinuntersehen kann. Vom Schlosse und dem roten Rathausturm ist nichts zu erkennen.

Und in dieser staubigen lauen Luft, die den Atem hemmt, in dieser Atmosphäre fliegender Sandkörner, die in Mund, Nase und Augen eindringen, ein Taumel von Lebensfreude, ein zittern wie von erwachender Liebe, das erste schauern des herannahenden Frühlings.

Dieses beben der Luft geht in den Körper über, daß

das Blut wellenschlagähnlich durch die Adern kreist und sich zum Herzen drängt.

Eine wahre Sehnsucht scheint in der Luft zu schwimmen, ein zerfließender Zukunftstraum, der uns lockt, ohne daß wir ahnen, wohin er uns führen mag. —

Ich lasse mich mit einem Freunde von der Menge treiben. Wir kommen von Charlottenburg her, und jetzt geht es stockend Schritt vor Schritt an der Südseite der Linden hin, vor uns drei hübsche junge Mädchen, die sich lachend untergefaßt haben und sich drängen und stoßen lassen, ohne die verschlungenen Arme zu lösen.

Hinter uns eine zusammengehörende Gesellschaft, paarweise, überlaut lachend, als ob ihnen die Welt gehöre.

Einzelne hastende Menschen überholen uns, die meisten wollen hier noch ein halbes Stündchen spazieren gehen; deshalb ein langsames ruckweises vorwärtsschieben.

Jetzt streifen uns zwei Mädchen. Sie sind sehr hübsch, und die eine wendet sich halb und sieht meinen Begleiter flüchtig an, dann werden wir von einander gedrängt.

— Kennst du die, fragte ich ihn, als wir uns wiedersahen.

— Nein, — ich wüßte wenigstens nicht.

— Na — na! . . . Es scheint fast doch so. — Aber lassen wir's gut sein. Seit deiner Verlobung hast du dich geradezu musterhaft aufgeführt. Alle Achtung! —

— Red doch nicht solch dummes Zeug.

— Der Herr möge es dir in der Ehe vergelten!

Er lacht, und wir schieben uns weiter.

An der Ecke der Friedrichstraße, vor dem Eingang zur Passage, ist es nicht möglich, vorwärts zu kommen

Trotz der augenscheinlichen Gefahr, jeden Augenblick von einem Wagen überfahren zu werden, wagen wir uns auf den Fahrdamm und winden uns zwischen den Rädern durch.

— Laß uns hinüber gehen.

— Bon! —

Wir überschreiten den Fahrdamm, den gepflasterten Weg und durch einen Durchgang des Eisengeländers gelangen wir auf die Promenade.

— Das waren ein paar nette Kinder, was?

Er antwortet mir nicht.

— Findest du nicht? Oder ist dir aller Geschmack abhanden gekommen, seit du glücklich verlobt bist? . .

— Durchaus nicht, aber —

— Nun was: aber? —

— Siehst du, zuweilen wird es mir verdammt schwer. Ich bin das nicht gewöhnt . . . und so ein Brautstand beruhigt die Nerven auch gerade nicht . . kurzum — es ist manchmal kaum zum aushalten. — Aber man will doch auch keine Dummheiten machen — ich wüßte nicht, wie ich meiner Gusta gegenüberstehen sollte . . . na, du wirst mich ja schon verstehen. —

— Vollkommen, alter Junge. Ich verstehe dein Zartgefühl und billige es vollkommen. Du mußt eben mal ein bischen leiden und dulden. Das wird dir ganz gut sein, denn du hast deine Freiheit gründlich ausgenutzt. Nun trage also deine Fesseln mit Würde und Anstand. . . .

Wir wandern jetzt in der Mitte der Allee dem Opernhause zu, und kehren beim alten Fritz um.

In der Höhe des Hotel de Rome treffen wir wieder auf die beiden Mädchen. Die eine lächelt sehr vertraut.

Ich habe es mir doch gedacht, daß er sie kannte, und schon sind wir mit ihnen im Gespräch.

Zwei hübsche muntere Dinger, die nicht wissen, was sie mit dem Sonntag Abend anfangen sollen.

In ein Theater schlägt mein Begleiter vor, oder zum Wintergarten.

— Frailty, thy name is woman! raune ich ihm zu. Er hat wahrhaftig alles vergessen. —

Die Damen möchten zu Abend essen.

Gewiß, très-bien, gehn wir zu Uhl.

Ein Augenblick der Überlegung, und wir steigen die breiten Treppen zum Restaurant hinauf und finden eines der kleinen Hinterzimmer frei.

Der Abend ist sehr lustig — ausnehmend lustig. Die Fenster sind geöffnet, und eine warme Nachtluft hebt zuweilen den Leinenvorhang.

So trinken wir Mitternacht heran. . . .

Es ist eine so herrliche Nacht. Wir wollen gehen. An der Luisenstraße trennen wir uns. Ich bringe meine Begleiterin zur Invalidenstraße. Erst am Neuen Thor fällt mir ein, sie zu fragen, wo ihre Freundin wohnt. Ganz oben in Norden . . . und er ist mit ihr zum Tiergarten gegangen. . . .

Ich bringe das Mädchen bis vor seine Thür, und in einer Art moralischer Anwandlung, vielleicht auch ein ganz klein wenig unter dem Einfluß Madame Cliquot's,

jage ich in einer Nachtdroschke der von der Heydtstraße zu, dem Freunde nach.

Aber schon an der Siegesallee verlasse ich, besserer Ueberlegung folgend, meinen darob sehr erstaunten Kutscher . . . und bummele nun langsam durch die verlassenen Wege des einsamen Tiergartens.

Es ist berauschend still ringsum. Die Zweige der Bäume sind noch schwarz und kahl. Nur an einzelnen niederen Büschen kleine mattgrüne Blätterknospen, die aber jetzt in dem schwachen Lichte des zwischen dem Astwerk der Eichen und Buchen hängenden Halbmondes fast grau aussehen.

Ich bin etwas müde und setze mich auf eine Bank am Goldfischteiche, über dessen rechteckiges Becken es wie Silber ausgegossen liegt.

Zwischen den Baumstämmen durch scheinen die gelben Tupfen der fernen Öllaternen der Hauptwege.

Und eine weiche, schmeichlerische Luft, die zum träumen einladet, die Brust weit macht und eine Sehnsucht erweckt, so verschwimmend, so haltlos wie zerfließender Nebel, etwas ungewisses, das uns beunruhigt und uns Bilder und Gestalten vorgaukelt, die uns verführen.

Eine so lässige Süßigkeit liegt in der Luft, als ob zwei weiche Frauenarme sich um unsern Hals legten, und ein eigenartiger Duft zittert durch die Nacht, wie von faulendem Laube so scharf, wie der warme Hauch eines tanzenden jungen Weibes.

Eine Art Auferstehungsschauer, der mit fortreißt, ob man will oder nicht; und der um so mächtiger wirkt, weil ringsum nichts lebt, als der schlafende Wald. —

Pah — Frühlingsdusel! — Nichts weiter . . . und etwas zu viel Sekt . . . mehr als dem alten Hirne zuträglich, obgleich die Geister des Weins verflogen sind.

Ich stand auf und ging langsam heim.

Diese verfluchte Frühlingsluft. — — —

* * *

Zehn Tage später klopft es bei mir, und der Freund steht da.

Er sieht ein bißchen blaß aus.

— Na, alter Sünder? . . Deine Tugend scheint auf ein bischen wackeligen Beinen gestanden zu haben, was? — Neulich Abend, diese Frühlingsnacht . . . oder sollte ich mich in dir irren? . . .

Er läßt sich in einen Stuhl nieder und sagt:

— Weißt du, das war eine gräßliche Dummheit von uns, mit den Mädchen anzubandeln.

— Von uns? . . . Es war doch 'ne alte Liebe von dir! . . . Und dann erlaube: weshalb denn gleich gräßlich? . . .

— Ja doch . . . denn . . .

— Na, was denn? . . .

— Ich hätte das Mädchen nicht mitnehmen sollen.

— Ja, lieber Gott! — Warum denn nicht.

— Das sagst du so. — Ich — ich . . .

— He? —

— Ich . . . Nun ja, dies Mädchen siehst du . . . Es ist nun mal geschehn . . .

— Aber Mensch! . . Was sind das für Sachen! . . Zum Teufel! . . .

— Das hab' ich auch gesagt. — Dies verfluchte Weib . . . Wer denkt denn aber auch gleich immer an so was . . .

— Ä! . . . ä! — Na, es wird doch nicht gleich so schlimm sein! — —

* * *

Acht Tage später traf ich ihn wieder. Er sah sehr schlecht aus. Die Haut grau, die Züge eingefallen, daß die Nase spitz schien, und die Augen tief eingesunken.

— Gieb mir lieber nicht die Hand, sagte er mit einem Tone, so resigniert, daß ich nahe daran war, grob zu werden.

* * *

Und wieder vergingen ein paar Wochen. —

Eines Tages erfuhr ich, daß seine Verlobung rückgängig gemacht sei, ohne daß ich heraus bekam, ob er das Verhältnis gelöst hatte oder dazu veranlaßt war, weil sie von seiner Untreue und deren Folgen erfahren. —

Er wußte sich so zu verstecken, daß es unmöglich war, genaueres in Erfahrung zu bringen, zumal er die Stadt verlassen hatte.

Einmal sah ich seine Braut. Das arme Mädchen war nicht wieder zu erkennen; und ich fragte mich, ob sie wohl alles wisse, ob sie wußte, was daran Schuld, und ahnen konnte, wie das alles gekommen war? —

* * *

Und eines Morgens kam eine Schreckensbotschaft.

Er hatte sich erschossen! —

Was mochte es gewesen sein: Reue, Verzweiflung über sein elendes Leben, die Liebe zu seiner Braut, die Gewißheit, seine volle Gesundheit kaum wieder erlangen zu können, alles mußte auf ihn eingestürmt sein.

Und wodurch das alles? —

Weil wir an einem Frühlingsabend einen Spaziergang gemacht und ein Mädchen getroffen hatten, das ihm nichts war, rein gar nichts! Und zu dem ihn doch alles trieb: diese aus der Winterstarrheit erwachte Natur, die weiche, verführerische Luft, dieses ganze niederträchtig heuchlerische Gethue und Gekose des nahenden Frühlings.

Ein paar Glas Wein, eine übermütige Laune und ein paar vergiftete Küsse hatten ihn in den Tod getrieben. —

Armer Junge! . . .

O, diese verfluchte Frühlingsluft! — — —

Auf der Terrasse

Die schwüle Parfümluft des Ballsaales treibt mich ins Freie. Durch die geöffnete Glasthür trete ich auf die breite Steinterrasse, deren weißschimmernde Stufen in den schlummernden Park hinabführen.

Die große Rundung ist geschmückt mit betäubend duftenden Gewächsen. Hohe, schlanke Palmen breiten ihre vollen Kronen aus oder nicken leise mit breitfächerigen Blättern. Stämmige Orangenbäume stehen dazwischen mit ihren kleinen, festen, grünen Blättern, und blühende Oleanderbüsche hauchen ihren bestrickenden Duft in die sommernächtliche Kühle. Ich lehne mich in einen Sessel, der ganz versteckt im dichten Palmengebüsche steht. —

Drinnen geht der Tanz zu Ende. . . .

Ein surrendes Geräusch lachender und plaudernder

Menschen bringt aus den geöffneten hohen Thüren in die weiche Stille der Nacht.

Die schmale weiße Sichel des wachsenden Mondes hängt an dem dunkelblauen Himmel, dicht über den Wipfeln des schwarzen Eichenhaines, und scharf hebt sich das Spiegelbild der Sterne in dem klaren Spiegel des schlummernden Sees ab.

Wie aus weiter Ferne klingt aus dem Gewirr der blassen Teichrosen das langgezogene Gequak eines Frosches; dann geht ein rascheln durch das Röhricht, und wieder wird es still, bis eine erschreckte Nachtigall ihr sentimentales schluchzen aufs neue beginnt.

Ich lehne mich zurück, blicke zu dem flimmernden Sternenhimmel auf, und muß nachgrübeln über das ewige Rätsel des Lebens. —

Aus dem Ballsaal dringen die schmeichelnden Klänge eines wiegenden Walzers — ein neuer Tanz.

Ich wache auf aus meinen Träumen. —

Von meinem Sitze aus kann ich ein Stück des lichtdurchfluteten Ballsaales übersehn. Hie und da ist ein Fenster weit geöffnet, um der kühleren Nachtluft den Eintritt zu gewähren.

Wie sie dort sich eng umschlungen haltend durcheinanderwirbeln . . . wie in tollem Hexensabbath. —

Gleich Traumbildern ziehen die schwebenden, kreisenden Gestalten an meinem Auge vorüber. —

Jagen wir nicht alle durch das Leben hin, ohne aufhalten, in sinnlosem Taumel, und die düstere Göttin Zeit schwingt ihren Taktstock, — und so ziehn wir dahin in jauchzender Tollheit, — und oft bricht mitten im Jubel jäh die Melodie ab, und der Tanz ist aus, den wir armen Motten um das Licht der Sonne aufgeführt haben.

Wie ich mich den alten Grübeleien aufs neue ergeben will, treten zwei Gestalten in den lichterfüllten Rahmen der hohen Thür, daß ihre verschwimmenden Schatten riesengroß sich über die bunten Steinplatten der Terrasse erstrecken. Dann tritt das Paar weiter hinaus in die Nacht. —

Ich höre sie flüstern, aber achte nicht weiter darauf. Ein Liebespaar, das an sich selbst mehr als genug hat. . . . Träume — Schäume! —

Aber plötzlich werde ich aufmerksam. —

Diese weiche Frauenstimme kenne ich. . . .

Ich habe mich nicht getäuscht . . . die junge Herrin des Hauses, am Arme eines Fremden. —

Seit kurzem erst weilt er in unserem Gesellschaftskreise. Sein Name hat in der Gelehrtenwelt, weit über sein Vaterland hinaus, schon jetzt einen guten Klang.

Sie treten näher an das Gebüsch heran, durch das jetzt leicht rauschend die Abendluft streicht. Sie stehen so, daß man sie aus dem Saale nicht erblicken kann.

Der Mann spricht; ich verstehe die Worte nicht, aber aus dem Klange fühl' ich es heraus, daß so kein Mann mit dem Weibe eines andern sprechen darf.

Er hat den Arm um ihren Leib gelegt, und ich sehe, wie sie die Augen schließt und den kleinen Kopf an die Schulter des Mannes lehnt, der sie fest an sich zieht.

Und jetzt tönt es leise, jubelnd und süß erschrocken, wie ein langverhaltenes scheues Geheimnis von ihren Lippen: Ach, Fredi! . . .

Im ersten Augenblick bin ich versucht, aufzuspringen, um nicht Zeuge der Scene zu bleiben, aber dann bleibe ich ruhig sitzen, um mich nicht zu verraten. —

Und nun sehe ich, wie das junge Weib die Arme um den Hals des Mannes legt und seinen Kopf zu sich

herabzieht, bis ihre Lippen die seinen finden, während sie schmeichelnd: Fredi! Fredi! flüstert und sich ihm entgegendrängt. —

Da bricht die Musik des Tanzes ab — die beiden fahren auseinander. —

Man kommt auf die Terrasse. . . . Eine größere Pause, und alles strömt aus dem Saale in die warme Sommernacht, plaudernd, sich verbeugend, fächerschwingend, ein rauschen von Kleidern, ein Gewirr von Stimmen Diener eilen mit Erfrischungen umher, und die junge Frau entschlüpft ihrem Begleiter, um ihren Pflichten als Herrin des Hauses nachzukommen.

Ich erhebe mich, und aus dem versteckten Winkel mische ich mich unter die plaudernde Menge. —

Aber immer wieder fliegt mein Blick zu dem jungen stattlichen Manne hinüber, der jetzt den Mittelpunkt eines kleinen Kreises bildet, der von ihm Belehrung über eine streitige Frage erbeten hat.

Und jetzt sehe ich auch die junge Frau, wie sie, als sei nichts geschehen, bald hier bald dorthin ein neckisches Wort wirft und ihren jungen Hausfrauenpflichten in anmutend liebenswürdiger Weise nachkommt. —

Der Herr des Hauses tritt an mich heran, und als alte Bekannte plaudern wir mit einander.

Ich sehe, wie sein Auge unablässig liebevoll jeder Bewegung seiner Gattin folgt.

Ein Ausdruck von Stolz und innigster Freude liegt auf seinen Zügen.

Und plötzlich faßt er meine Hand, und leuchtenden Auges bricht es aus ihm heraus:

Bin ich nicht ein glücklicher Mensch? — Ist nicht mein Weib die schönste und beste von allen? — Bin ich nicht zu beneiden? . . .

Und ich nicke ihm zu, und sage zu all seinen Worten: Ja! und muß dabei immer denken: Du armer unglücklicher Prahler! — Glücklich, daß du nicht weißt. — Unselig, wenn du ein Wissender werden solltest. —

Und ich verschließe das Geheimnis der Terrasse tief in meinem Innern, um es selbst wieder zu vergessen. . . .

Ich gehe die Stufen in den Park hinab und lasse den armen Thor bei seinem Weibe, das zu ihm getreten ist und ihn mit glückstrahlenden Augen anlächelt, mit einem Lächeln, das ihm nicht gehört; — und ihm auf

seine Frage: Amüsierst du dich auch, Schatz! geantwortet hat: Unaussprechlich! —

Und während ich durch den stillen, feuchten Park wandle, an dem dunklen Teiche hin, der träumerisch murmelnd an das Ufer plätschert, und die hohen Bäume wie verschlafen im Nachthauche raunen und rauschen, sehe ich die junge Frau vor ihrem Gatten stehn, lächelnd und frohsinnig; und denke, wie sie wenige Augenblicke zuvor auf der Terrasse in den Armen eines anderen lag. . . .

Und die duftenden Büsche rauschen wie in stillen Träumen leise in einander — und eine verlogen sentimentale Nachtigall singt ihren alten, schwermütigen Sang von Liebe und Liebesverrat. . . .

Inhalt.